

TÜBINGER
DOKUMENTARFILM
FESTIVAL

IDENTITÄTEN

tüDOK
28./29.
JAN 2025

Das Magazin
zum Festival



VORWORT

WER SIND WIR? WAS IST TÜDOK?
FRANZISKA SCHWEIGER

Der komplexe gesellschaftliche Diskurs um Identität und vor allem über Identitäten im Plural hat in den letzten Jahren an Relevanz gewonnen und wurde darum von uns zum Thema des diesjährigen TÜDOK-Festivals gemacht. Unsere Filmauswahl beleuchtet das vielschichtige und komplexe Thema „Identitäten“ aus unterschiedlichen Perspektiven. Alle Protagonist*innen der ausgewählten Filme treibt die Frage nach der eigenen Identität um. Das jährliche Dokumentarfilm-Festival wird bereits zum vierten Mal von den Masterstudierenden der Medienwissenschaft der Universität Tübingen und in Kooperation mit dem Zentrum für Medienkompetenz inhaltlich konzipiert, organisiert und durchgeführt.

Wir laden alle filminteressierten Menschen aus Tübingen und Umgebung herzlich dazu ein, am 28. und 29. Januar 2025 jeweils ab 15 Uhr in das Kino Blaue Brücke zu kommen. Insgesamt zeigen wir an zwei Tagen sechs herausragende Dokumentarfilme. Wir haben Gäst*innen eingeladen und es wird reichlich Gelegenheit zum Austausch über die Filme geben.

Die Filmgattung des abendfüllenden Dokumentarfilms ist gerade in der aktuellen, krisengeschüttelten Zeit von großer Bedeutung für eine gründliche Aufarbeitung von strittigen Themen, als Beitrag zur Erinnerungskultur oder als Sprachrohr marginalisierter Menschen. Dokumentarfilme befassen sich mit dem Zeitgeist, geben Impulse und Denkanstöße, regen zu Diskussionen an und tragen zu konstruktiven gesellschaftlichen Auseinandersetzungen bei.

Unser Programm beginnt mit dem Dokumentarfilm *Aus dem Takt – Wenn Demenz den Rhythmus vorgibt* – unserem Heimspiel, denn dieser Film wurde in Tübingen von dem medienwissenschaftlichen Team Oliver Lichtwald, Constanze Ramsperger und Christoph Jäckle gedreht. Der

Film befasst sich mit dem Thema „Altersidentität“ und der Gefahr des Selbstverlusts durch eine Demenzerkrankung. Das einfühlsame Portrait lässt vier Menschen mit Demenz zu Wort kommen, die eines gemeinsam haben: ihre Liebe zur Musik.

Mit dem 2013 von Regisseurin Sini Anderson gedrehten Film *The Punk Singer* bleiben wir bei der identitätsstiftenden Wirkung von Musik im Kontext „feministischer Aktivistenidentitäten“. Andersons Film begleitet die Musikerin Kathleen Hanna, Frontfrau der 90er-Jahre-Bands *Bikini Kill* und *Le Tigre* sowie Sprachrohr der Riot-Grrrl-Bewegung, durch ihre mittlerweile 20jährige Karriere.

Am ersten Festivalabend zeigen wir den im Jahr 2024 zum 10. Gedenktag des Genozids an den Jesid*innen erschienenen Dokumentarfilm *Bêmal – Heimatlos*. Die Menschenrechtsaktivistin Düzen Tekkal und der Regisseur David Körzdörfer haben vier Geschwisterpaare jesidischer Herkunft begleitet, die 2014 ihrer Heimat beraubt wurden und nach ihrer Befreiung aus der Gefangenschaft in Deutschland Zuflucht gefunden haben. Der Film berichtet von deren Traumata, ihrer Angst vor Abschiebung und der Aufarbeitung des Genozids, aber auch von Mut, gesellschaftlichem und künstlerischem Engagement und dem starken Überlebenswillen der Betroffenen.

Thematisch verwandt und ebenfalls im Kinojahr 2024 erschienen, erregte der Film *Googoosh – Made of Fire* weltweite Aufmerksamkeit. Die iranisch-aserbaidschanische Künstlerin Faegheh Atashin (Künstlername Googoosh) hat mit ihrer Musik ganze Generationen des Mittleren Ostens geprägt. Nach der Iranischen Revolution im Jahr 1979 wurde sie in ihrer Heimat mit einem Auftritts- und Gesangsverbot belegt. Sie musste 21 Jahre im Hausarrest verbringen, bis sie schließlich in die USA emigrieren konnte. Seitdem lebt die Ikone der iranischen Pop-

kultur im kalifornischen Exil. Nach mehreren hartnäckigen Anfragen konnte die Heidelberger Regisseurin Niloufar Taghizadeh die Künstlerin schließlich für ihr Filmprojekt gewinnen. Das kraftvolle und eindringliche Portrait über *Googoosh* befasst sich zugleich mit der „Frauenidentität“ im Iran.

Die deutsch-britisch-österreichische Produktion *Dear Future Children* ist das viel beachtete Debüt des jungen Filmmachers Franz Böhm, der drei junge politische Aktivistinnen aus Chile, Hongkong und Uganda porträtiert und bei ihren risikoreichen Aktivitäten begleitet. Hilde, Rayen und Pepper gehen gegen soziale Ungleichheit, gegen repressive Regime und für Klimagerechtigkeit auf die Straße, auch wenn dies in Uganda, Chile und Hongkong gefährlich ist. Belohnt wurde der unter schwierigen Bedingungen gedrehte Film über drei von Aktivismus geprägte Identitäten mit dem Deutschen Dokumentarfilmpreis.

Wir beenden unser Festival mit dem 2024 erschienenen Film *Wir waren Kumpel*, in dem es um das wichtige Thema der „Berufsidentität“ in Arbeitsbereichen geht, deren Abbau beschlossene Sache ist. Das Regieduo Christian Johannes Koch und Jonas Matauschk dokumentiert eine letzte Schicht im Steinkohlebergbau und den Abschied vom Leben unter Tage. Für die Bergmänner beginnt eine Reise in Richtung Zukunft, Neubeginn und Umorientierung, die in einem Fall fundamentale Auswirkungen auf die persönliche Identität hat: Einer der Kumpel beschließt, fortan als Frau zu leben.

Wir freuen uns mit unseren Gäst*innen und unserem Publikum auf ein spannendes Festival mit inspirierenden Diskussionen und einem lebhaften Austausch.

INHALT

VORWORT

Wer sind wir?	5
Filmübersicht	8
Was bedeutet Identitäten?	10

UNSERE FILMREZENSIONEN

The Punk Singer	14
Aus dem Takt	15
Bêmal - Heimatlos	16
Googoosh - Made of Fire	17
Dear Future Children	18
Wir waren Kumpel	19
Identität hören: Eine Playlist	20
Identität im Spiegel der Literatur	21
What's in my Bag?	22
Wo ist Wim?	23

THEMENSEITEN: IDENTITÄTEN

AUS DEM TAKT

Die Rolle der Erinnerung	26
Leben mit Demenz: Identität im Wandel	28
Interview mit der Regie von Aus dem Takt	29

Ein Fadenrätsel	32
Tübingen and its many identities	33

THE PUNK SINGER

Die unterschätzten Held*innen des Punk	34
Dirty Girls und Designer Taschen	36

BÊMAL - HEIMATLOS

Interview mit Jihan aus dem Film Bêmal	38
Identität auf der Flucht	40
Im Gespräch mit Comedian Tahsin Mirza	42

GOOGOOSH - MADE OF FIRE

Schicksale von iranischen Künstlerinnen	44
Interview mit der Regisseurin von Googoosh	46
Geschichten als Gegengift für Rechtspopulismus	48

Die eigene Identität	50
Wer bin ich?	51
Kreuzworträtsel	52

DEAR FUTURE CHILDREN

Interview mit dem Regisseur Franz Böhm	54
Der Kampf einer Mutter	56
Interview mit der letzten Generation	58

WIR WAREN KUMPEL

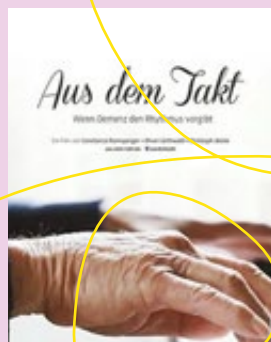
Interview mit der Regie von Wir waren Kumpel	60
Arbeit, Identität, Sinn	62
Interview mit Moya Schiller vom QZT	64

Kleider machen Leute	66
----------------------	----

DANKE

Schlusswort und Danke	68
Impressum	69

UNSERE TÜDOK FILME



AUS DEM TAKT

Aus dem Takt (2017) ist eine berührende Dokumentation über Demenz und die Kraft der Musik. Der Film begleitet vier Menschen, deren Alltag von dieser Krankheit geprägt ist, und zeigt, wie Musik ihnen hilft, Erinnerungen zu bewahren und Lebensfreude wiederzufinden. Er bietet einen einfühlsamen Einblick in eine Welt, in der Musik eine Brücke zur Vergangenheit und ein Anker in der Gegenwart sein kann. Ein Film, der zum Nachdenken anregt und die Bedeutung von Musik neu entdecken lässt.



THE PUNK SINGER

The Punk Singer ist ein Dokumentarfilm über Kathleen Hanna, die charismatische Frontfrau der Punkbands *Bikini Kill* und *Le Tigre* und zentrale Figur der Riot-Grrrl-Bewegung der 90er Jahre. Der Film beleuchtet Hannas Werdegang, ihren Einfluss auf die feministische Musikszene und ihren späteren, durch eine schwere Lyme-Borreliose bedingten Rückzug. Mitreißende Konzertmitschnitte und private Interviews zeichnen das Porträt einer Künstlerin, die mit Leidenschaft und Mut für ihre Überzeugungen eintritt.



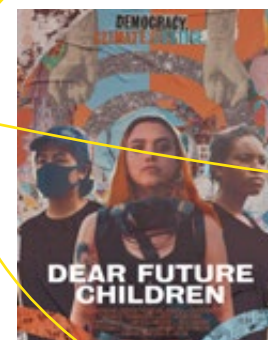
BÊMAL - HEIMATLOS

In *Bêmal - Heimatlos* zeigen die Regisseur*innen Düzen Tekkal und David Körzdörfer die bewegenden Erlebnisse von Jesid*innen, die den Völkermord des „Islamischen Staates“ im Nordirak im Jahr 2014 überlebten. Im Mittelpunkt des Films stehen vier Geschwisterpaare, die über ihre traumatischen Erfahrungen und den schwierigen Neuanfang in Deutschland erzählen. „Bêmal“ gibt einen tiefen Einblick in den Schmerz der Heimatlosigkeit und den ungebrochenen Überlebenswillen der jungen Menschen.



GOOGOOSH - MADE OF FIRE

Googoosh - Ein mitreißender Dokumentarfilm über die ikonische iranische Sängerin Googoosh, deren Stimme Generationen prägte. Erlebe ihre bewegende Lebensgeschichte: Ruhm, Revolution und das dramatische Schweigen, das sie Jahrzehnte von der Weltbühne fernhielt. Ein tiefgehender Blick auf Leidenschaft, Musik und die Kraft des Widerstands.



DEAR FUTURE CHILDREN

Drei Frauen, drei Länder, drei Protestbewegungen und ein gemeinsamer Kampf für eine bessere Zukunft: In *Dear Future Children* begleitet der Regisseur Franz Böhm die Frauen Rayen in Chile, Hilda in Uganda und Pepper in Hongkong. Jede von ihnen kämpft an vorderster Front für die große „Sache“: Klimaschutz, soziale Gerechtigkeit und Demokratie. In aufwühlenden Bildern zeigt der Dokumentarfilm, warum die junge Generation auf die Straße geht und welchen Preis sie für ihre Ideale bezahlt.



WIR WAREN KUMPEL

Mit dem Ende des Steinkohlebergbaus in Deutschland 2018 nehmen tausende Bergarbeiter Abschied – von ihrer Arbeit, ihrer Gemeinschaft und einer Identität, die unzählige Generationen im Ruhrgebiet geprägt hat. Mit *Wir waren Kumpel* erzählen die Regisseure Christian Johannes Koch und Jonas Mataushek die Geschichte von fünf Menschen, die nach der Schließung der letzten Zeche neu anfangen und sich wieder selbst erfinden müssen.

IDENTITÄTEN

WAS HEIßT IDENTITÄTEN?

Wer sind wir – und wer scheinen wir zu sein?

Identitäten formen unser Selbstbild und prägen, wie wir die Welt um uns herum wahrnehmen. Sie entstehen im Spannungsfeld von Herkunft, Kultur, Überzeugungen und persönlichen Erfahrungen – ständig im Wandel, jedoch tief in uns verwurzelt. Es lässt sich in der Kulturgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts ein Trend verzeichnen, bei dem sich mehr und mehr künstlerische Stoffe mit dem Thema der Identität auseinandersetzen. Vielleicht sehnen wir uns in einer globalisierten Welt, in der jegliche Grenzen verschwimmen

und die Diversität wächst, besonders um Zugehörigkeit und Anerkennung.

Zwischen Rollen und Selbstbildern

Dieser Umstand wird noch bestärkt durch die Tatsache, dass wir in der modernen Welt selten nur eine Identität gleichzeitig haben. Wie Superagenten, wie Schauspieler auf den Brettern des Welttheaters bewegen wir uns täglich in verschiedenen Rollen: als Freund*innen, Kolleg*innen, Arbeitnehmende, wie Arbeitgebende sowie auch sexuell unterschiedlich ausgerichtete Wesen. Und manchmal schlicht auch als Fremde im Leben des jeweils anderen. Diese Alltagsrollen

prägen unser Selbstbild abermals und beeinflussen unsere Identität. Sie zeigen, wie fluide dieser Begriff ist, und was damit alles verbunden sein kann.

In einer Welt der Vielfalt, die sich mehr und mehr daran abarbeitet, Kategorien zu schaffen, lädt das diesjährige tÜDOK-Festival dazu ein, Lebensgeschichten zu erkunden, Perspektiven zu hinterfragen und die Schichten menschlicher Identität neu zu entdecken.

Begib Dich auf eine Reise zu dem, was uns unterscheidet – und verbindet.

TOBIAS KERLL



ONLINE
BUILT FOR
WORK



THE PUNK SINGER

The Punk Singer (2013) ist ein biografischer Dokumentarfilm von Sini Anderson. Er erzählt das Leben und das Werk der US-amerikanischen Musikerin, Feministin und Aktivistin Kathleen Hanna anhand von vorhandenem Archivmaterial und persönlichen Interviews nach. Die Künstlerin brach mit ihren Auftritten als Frontsängerin der Punk-Rock-Band *Bikini Kill* mit allen gesellschaftlich etablierten Regeln und wurde somit in den 90er Jahren zum Idol für Frauen. Der Portraitfilm beleuchtet gleichzeitig künstlerische und politische Dimensionen und bezieht klar Position zur Protagonistin: Hanna wird im Film als feministische Ikone gefeiert und ihre Errungenschaften werden in einen größeren gesellschaftlichen Zusammenhang gesetzt.

Hanna initiierte die feministische Riot-Grrrl-Bewegung, deren Einfluss sich weltweit entfachte. Als offene Plattform nutzten Riot-Grrrls Musik, Zines und Netzwerke, um auf soziale Ungerechtigkeiten aufmerksam zu machen und Frauen zu stärken. Durch Hannas bedeutsame Position in den Bands *Bikini Kill*, *Le Tigre* und später *The Julie Ruin* prägte sie die Musikszene der 90er Jahre und den feministischen Diskurs einer ganzen Generation. Die Dokumentation zeigt, wie Hanna ihre Kunst als Werkzeug nutzte, um schonungslos auf Sexismus, sexuelle Gewalt und die Unterdrückung von Frauen aufmerksam zu machen. Unverblümt schreibt sie ihre ungefilterten Texte mit einer Kraft heraus, die die Wut, Verletzlichkeit und Rebellion gegenüber diesen Missständen ans

Licht bringen. Dadurch kassiert sie Morddrohungen und Verbreitungen von falschen Nachrichten über persönliche intime Details in den Medien. Aufgrund ihrer Vorbildfunktion als Symbolfigur der Rebellion trägt sie einen Großteil der Last aller Frauen.

Der Film ist nahbar und authentisch gestaltet. Er vermittelt nicht nur Informationen, sondern inspiriert zugleich. Seine Botschaft ist ein eindringlicher Aufruf, die Rebellion lebendig zu halten und weiterzuführen. Gleichzeitig entsteht ein facettenreiches Bild der Künstlerin auf höchst persönlicher Ebene. Wegbegleiter*innen wie Tobi Vail, Joan Jett und Kim Gordon erzählen von ihren Eindrücken der damaligen Zeit, der Bandkultur und ihrem persönlichen Bild von Kathleen Hanna. Sie selbst berichten von ihrer langjährigen nicht diagnostizierten Krankheit, die sie lange Zeit von der Bühne fernhielt und von den Kämpfen, die sie als Frau in der Musikindustrie und als rebellische Ikone austragen musste.

Ein zentrales Leitmotiv der Dokumentation sowohl im wörtlichen als im metaphorischen Sinne ist die Macht der Stimme. In einer von Männern dominierten Punk-Rock-Szene kämpfte Hanna vor allem während ihrer Zeit bei *Bikini Kill* um Gehör und darum, Frauen eine Plattform zu bieten. Der Slogan „Girls to the front!“ wird zur Metapher für die Frauenbewegung in der Punk-Rock-Szene. Frauen sollten sowohl physisch als auch symbolisch an die Front gebracht werden,

um ihre Geschichten, ihre Wut und ihre Stärke sichtbar zu machen. Hanna gab allen Frauen die Chance, ihre Stimmen zu nutzen – und sprach für alle, die es nicht konnten. Ihre Lieder gelten als musikalische Meisterwerke. Sie schaffte es, Kunst, Aktivismus und Politik roh und ungeschliffen miteinander zu verbinden, was den Charme ihrer Werke ausmacht. Der Film thematisiert Selbstbestimmung, sexualisierte Gewalt und feministische Solidarität – Aspekte, die auch heute noch von großer Relevanz sind. Begleitet wird die Dokumentation durch Einblicke in Hannas Privatleben, die eine andere, sanftere Seite der Künstlerin zeigen. Hinter der rebellischen Sängerin, die im Rampenlicht vor Stärke strotzte, verbarg sich eine weiche und auch verletzte Person, die einen liebevollen Umgang mit ihrem Partner Adam Horovitz pflegte. *The Punk Singer* ist nicht nur ein Film über die Vergangenheit, sondern auch eine feministische Botschaft für die Gegenwart – von der Gleichberechtigung der Geschlechter bis hin zu den Rechten marginalisierter Gruppen. Kathleen Hannas Stimme hallt bis heute nach. Doch dieser Kampf kann nicht von Einzelnen allein geführt werden. Es liegt an uns, ihn fortzuführen. Feminismus ist kein Relikt der Vergangenheit und der Kampf ist noch lange nicht vorbei. Wie Hanna in *Bikini Kill's* größtem Hit laut herausschreit: *When she walks, the revolution's coming! Rebel girl, rebel girl!* ALINA HABERMANN



AUS DEM TAKT

Der Dokumentarfilm *Aus dem Takt – Wenn Demenz den Rhythmus vorgibt* von Constanze Ramsperger, Oliver Lichtwald und Christoph Jäckle entstand 2016 als Masterarbeit am Institut für Medienwissenschaft und Zentrum für Medienkompetenz der Eberhard Karls Universität Tübingen. Der Dokumentarfilm zeigt das Leben von vier Menschen, die an Demenz erkrankt sind und beleuchtet die bedeutende Rolle der Musik in ihrem Alltag. Die Filmemacher*innen sprechen mit ihnen über ihre Wünsche, ihre Emotionen und ihr Leiden. Der Film begleitet außerdem die Konzertreihe *Seelenbalsam* der Württembergischen Philharmonie Reutlingen. Diese ist speziell an Menschen mit Demenz und deren Angehörige gerichtet. Ein besonderer Fokus des Dokumentarfilms liegt darauf, welche Vorteile die Musik für Menschen mit Demenz haben kann.

Im Verlauf des Films lernt das Publikum vier Menschen kennen: Claus, ein ehemaliger Tropenmediziner, der gerne in der Natur ist, Annelore, die gerne Briefe schreibt und Klavier spielt, Elisabeth, die früher Verkäuferin war und noch immer viel Wert auf Kleidung legt sowie Adelheid, die früher im Chor sang und noch immer sehr gerne singt. Sie alle sind an Demenz erkrankt. Im Film kommen in erster Linie die betroffenen Menschen zu Wort: Dabei sprechen diese ehrlich, emotional und manchmal auch amüsiert über ihr Leben mit der Krankheit. Es geht um Sehnsucht, Ängste, Dankbar-

keit und Akzeptanz. Die Zuschauer*innen erhalten Einblicke in das Zuhause und in den Alltag der Erkrankten und ihrer Angehörigen sowie der Betreuer*innen und Pflegekräfte. Das Filmteam ist unter anderem vor Ort im Seniorenzentrum Betzingen sowie im Pauline-Krone-Heim Tübingen. Dort zeigt der Film die Gemeinschaft der Senior*innen und ihre Freundschaften. Doch auch Pflegekräften, Betreuer*innen und Angehörigen wird Zeit und Raum gegeben, um von ihren Erfahrungen zu sprechen.

Auffällig ist, dass im gesamten Verlauf des Films das zu Sehende zu keinem Zeitpunkt kommentiert wird. Die Bilder und die Dialoge sprechen für sich. Es gibt auch ruhige Momente, in denen lange nichts gesagt wird und nur Bilder und Musik wirken. Die Krankheit wird so dargestellt, wie sie ist – unvorhersehbar. Es gibt im Film keine Einordnungen von Expert*innen oder Kommentare durch die Filmemacher*innen, kein Voice Over. Es sind nur die O-Töne der Situationen vor Ort und die Musik zu hören.

Der Film greift nicht auf klassische Erzählstrukturen zurück, er setzt sich vielmehr zusammen aus Beobachtungen des Alltags, persönlichen Gesprächen sowie musikalischen Momenten. So wird die Kraft der Musik deutlich und eine besondere Nähe zu den Protagonist*innen geschaffen, die immer abwechselnd gezeigt werden. Alle Szenen des Films scheinen miteinan-

der verwoben zu sein. Der Film schafft so einen vielseitigen Eindruck der Erkrankung – ohne Wertung. Es wird deutlich, dass Demenz nicht gleich Demenz ist, da die Erkrankung sehr unterschiedliche Ausprägungen und Facetten annehmen kann. Zudem wird sichtbar, dass es noch vieles zu geben scheint, das unbekannt oder unerforscht ist.

Auch auf der visuellen Ebene wird die Wirkung von Nähe vermittelt: Die Kamera fokussiert oft Details der Menschen oder der Umgebung, wie etwa Gesichter, Hände, Instrumente oder persönliche Gegenstände im Zuhause. Auf der auditiven Ebene spielt die Musik eine zentrale Rolle für den Film und unterstreicht so die Funktion von Musik im Leben der Protagonist*innen.

Aus dem Takt ist ein langsamer, einfühlsamer Dokumentarfilm über die Menschen hinter einer Erkrankung, die nach außen nicht direkt sichtbar ist. Der Film kommt durch sein Leitmotiv mit wenigen Worten aus. Klassische Musik und Gesang begleiten den Film und es wird deutlich, wie Musik die Menschen verbindet und wie sie in ihr eine Möglichkeit zum Ausdruck ihrer Gefühle finden. Das Publikum bekommt durch den Film einen Eindruck von der Erkrankung Demenz, die sehr unterschiedlich aussehen kann. Außerdem lädt er dazu ein, über die Bedeutung von Musik und Menschlichkeit nachzudenken und schafft einen Raum für Reflexion und Empathie. BETTINAGUNGL





© Amelie Riedesel

BÊMAL - HEIMATLOS

„Sie haben alle unsere Frauen und Kinder entführt! Sie haben sie vergewaltigt, misshandelt und verkauft.“ Mit diesen unerträglichen und herzerreißenden Worten verschaffte sich die damals zehnjährige Layla Gehör und brachte das Leid der jesidischen Gemeinschaft ins Bewusstsein der Welt. Dies schildern die Journalistin und Menschenrechtsaktivistin Düzen Tekkal und der Filmemacher David Körzdörfer in ihrem bewegenden Dokumentarfilm *Bêmal - Heimatlos* (2024).

Wir schreiben das Jahr 2011. Die revolutionären Flügel des Arabischen Frühlings erfassen auch die syrische Bevölkerung. Was 2010 in Tunesien begann, entwickelte sich zu einer Welle revolutionärer Proteste gegen Unterdrückung, Korruption und soziale Ungerechtigkeit in weiten Teilen der arabischen Welt. In Syrien antwortete das Regime von Baschar al-Assad auf die Proteste mit brutaler Gewalt. Was zunächst als friedliche Demonstrationen begann, entwickelte sich zu einem blutigen Bürgerkrieg, der die Zivilbevölkerung in unvorstellbares Leid stürzte. Im Chaos des Krieges entstand ein Machtvakuum, in dem der sogenannte Islamische Staat (IS) erstarken konnte. Wie ein Lauffeuer breitete sich die fundamentalistische Terrorgruppe aus. Sie überschritt die syrische Grenze, eroberte irakische Städte wie Mossul und Tal Afar und rückte bis in die Region Shingal vor. Für die dort

lebenden Jesid*innen begann eine beispiellose Tragödie. Die religiöse Minderheit war den fanatischen Kämpfern, die sich die Vernichtung Andersgläubiger zum Ziel gesetzt hatten, schutzlos ausgeliefert.

Das Jesidentum blickt auf eine jahrhundertalte Geschichte der Unterdrückung zurück, die laut dem emeritierten Iranistik-Professor Philip G. Kreyenbroek bereits im 15. Jahrhundert ihren Ursprung hatte. Am 3. August 2014 fand diese dunkle Geschichte ihren tragischen Höhepunkt in einem der grausamsten Völkermorde der jüngeren Geschichte. Männer und Jungen ab 14 Jahren wurden in Massengräbern exekutiert. Jüngere Jungen wurden als Kindersoldaten missbraucht. Frauen und Mädchen wurden getrennt, viele vergewaltigt und in die Sklaverei verkauft. Den Angriffen des Islamischen Staates fielen nach Schätzungen mehr als 5.000 Jesid*innen zum Opfer. Rund eine halbe Million Angehörige der ethnisch-religiösen Minderheit wurden in die Diaspora vertrieben – mehr als 200.000 von ihnen flohen nach Deutschland. Bereits 2016 erkannten die Vereinten Nationen die Verbrechen des IS als Völkermord an. Im Januar 2023 folgte die Bundesregierung dieser Einschätzung.

Zehn Jahre nach diesen Verbrechen begleitet der Dokumentarfilm *Bêmal* vier

Geschwisterpaare, die den Genozid überlebt haben und in Deutschland eine neue Heimat finden konnten. Die Filmemacher*innen gewähren intime Einblicke in die Folgen des Völkermords und zeigen, wie die Überlebenden ihren Alltag meistern, trotz der traumatischen Erlebnisse, die ihr Leben für immer geprägt haben. Dabei gelingt es Tekkal und Körzdörfer, den Zuschauer nicht nur emotional zu berühren, sondern ihm auch die nötigen Hintergründe zu vermitteln, um das Gesehene verstehen und einordnen zu können.

Düzen Tekkal, selbst Jesidin, die sich als Chronistin des Völkermords an ihrer Gemeinschaft versteht, gründete zusammen mit ihrer Schwester die Menschenrechtsorganisation HÁWAR.help e.V. Ziel der Organisation ist es, auf das Schicksal der Jesid*innen aufmerksam zu machen. Darüber hinaus engagieren sie sich für Entwicklungs- und Bildungsprogramme in Ländern wie dem Irak, Afghanistan und Deutschland. Ebenso setzt sich die Organisation für internationalen Aufklärungs- und Sensibilisierungskampagnen sowie für politische Arbeit für Menschenrechte ein. Mit *Bêmal* gibt Düzen Tekkal den Opfern des Genozids eine Stimme und macht ihre Geschichten eindrucksvoll sichtbar.

JONAS BERGER

GOO- GOOSH - MADE OF FIRE

Wer heute an den Iran denkt, vor dessen Augen erscheinen wohl keine Bilder von Gesang und Tanz, bunten Stoffen, kurzen Röcken und weiten Schlaghosen, belebten Straßen und lachenden Gesichtern. Doch dies war einst Realität, bis vor fünfundvierzig Jahren ein erzwungener Schleier eine facetten- und geschichtsreiche Kultur zu verdunkeln begann.

In ihrem Dokumentarfilm *Googoosh - Made of Fire* erzählt die gebürtige Iranerin Niloufar Taghizadeh von dem kontrastreichen jungen Schicksal eines alten Landes. Taghizadeh verwebt die Geschichte zweier Frauen, um den Zustand der Nation zu beleuchten. In jüngster Erinnerung bleibt insbesondere das Schicksal der jungen Jina Mahsa Amini. Die 22-Jährige findet am 16. September 2022, nach einem dreitägigen Koma infolge der willkürlichen Brutalität der iranischen Sittenpolizei, den Tod.

Mahsa habe ihr Kopftuch nicht korrekt getragen. Ihr Tod bewegt Menschen über die Nation hinaus und weltweit kommt es zu Protesten gegen das islamische Regime.

Auch die Sängerin Googoosh hört von dieser Ungerechtigkeit und widmet fortan Arbeit, Auftritte und Zeit der Sichtbarmachung und Unterstützung von Opfern sowie dem Kampf um die Freiheit. Googoosh ist eine, wenn nicht die, Kultfigur der iranischen (Pop)Kultur, deren Name untrennbar mit dem kulturellen Gedächtnis des Landes verbunden ist. Geboren 1950 stand sie bereits als Zweijährige auf der Bühne. Mit jedem Jahr erfreuten sie und ihre Lieder sich größerer Beliebtheit, bis 1979 ein Schicksalsschlag den Iran ereilt: Mit der Islamischen Revolution und dem Sturz der Monarchie kommt es zur Machtergreifung einer Regierung, die seither eine theokratische Diktatur ausübt. Die neue Regierung unter Ayatol-

lah Ruhollah Chomeini erklärt Popmusik als un-islamisch und das öffentliche Erklängen von Frauengesang als sündhaft. Für die damals 29-jährige Googoosh und alle anderen Sängerinnen im Iran hieß es plötzlich Stillschweigen. Ganze einundzwanzig Jahre verbrachte Googoosh mit diesem Verbot.

Ob im Verborgenen oder im Exil, ihre Musik ertönte dennoch. Als ihr im Jahr 2000, fünfzigjährig, die Flucht aus dem Iran gelingt, füllt sie entgegen ihrer eigenen Erwartungen, bei ihrer Welttournee ganze Stadien. Ihre Stimme war trotz jahrelanger Unterdrückung nicht verstummt.

Taghizadehs Film erzählt vom Kampf für Freiheit, vom Streben nach Gerechtigkeit und der Sehnsucht nach Heimat. *Googoosh - Made of Fire* ist eine Hommage an die unerschütterliche Hoffnung und an die Kraft, weiterzumachen.



© mindjazz pictures

DEAR FUTURE CHILDREN

Drei Frauen, eine Zukunft, für die es sich zu kämpfen lohnt. *Dear Future Children*, das Kinofilm-Debüt des jungen Regisseurs Franz Böhm, blickt ungefiltert auf das Leben von drei Aktivistinnen und reflektiert, was es heißt, alles für eine bessere Zukunft aufzugeben. Er begleitet Hilda, eine Klimaaktivistin aus Uganda, Rayen, die in Chile gegen Ungleichheit kämpft und Pepper, die in Hongkong ihr Leben für die Demokratie aufs Spiel setzt. Dabei schenkt der Film den persönlichen Geschichten der Protagonistinnen Raum und schaut dorthin, wo es am schmerzhaftesten ist.

Dear Future Children ist ein klassischer Dokumentarfilm ohne Kommentar des Filmemachers, der an die Tradition des Direct Cinema anschließt (Hohenberger, 2020) und in Kooperation mit lokalen Aktivist*innen, Journalist*innen und internationalen Filmemacher*innen entstanden ist (Böhm, dearfuturechildren.com). Der Film zieht sein Publikum über die auditive Ebene mit ungefilterten Umweltgeräuschen, auch Atmogenannt, direkt ins Geschehen hinein. Aufgrund des fehlenden Kommentars liegt der Fokus auf den Erzählungen der Protagonistinnen aus dem Off und auf deren konkreten Lebensumständen. Die ausgewählte instrumentale, in Teilen dramatische, aber auch berührende Musik geht weit über eine untermalende Funktion hinaus. Durch die musikalische Ebene verbinden sich in *Dear Future Children* drei Narrationen zu einer übergreifenden Geschichte. Eindrucks-

volle Bilder, direkt aus dem Geschehen, verleihen der Narration eine unvergleichbare Echtheit und Emotionalität. Es ist ein Film, der nicht wegschaut, wenn Gewalt und Unrecht passieren. Ein Film über die junge Generation, gemacht von der jungen Generation. Eine Generation, die den Mut hat, aufzustehen und für ihre Zukunft auf die Straße zu gehen, auch wenn sie dafür ihre eigenen Bedürfnisse zurückstecken muss. Mit intimen Aufnahmen begleitet der Film die Protagonistinnen in ihrem Alltag, der oft gar nicht so viel Raum für anderes als Aktivismus zulässt. Zunächst ist da Pepper. Sie ist Frontlinerin in Hongkong. Ein Land, in dem ihre Identität anonym bleiben muss. Die Studentin lebt ein Doppelleben, um ihre Familie und Freund*innen zu beschützen. *Dear Future Children* erzählt von dem großen Problem einer ganzen Generation in Hongkong, die für Demokratie und Meinungsfreiheit kämpft und dafür brutale Polizeigewalt in Kauf nehmen muss. Gleichzeitig konzentriert sich der Film auf die Geschichte und die Emotionen der 22-jährigen und erzählt von deren Angst, Gewalt zu erfahren. Hilda dagegen kämpft in einem Land, in dem Klimawandel nicht in der Schule unterrichtet wird, dafür, dass ihre Stimme gehört wird. Sie setzt sich für den Klimaschutz ein und sieht gar keine andere Möglichkeit, denn sie hat die Folgen des Klimawandels am eigenen Leib zu spüren bekommen. Die 22-jährige verlor ihre Heimat durch Trockenheit und Starkregen. Der Film ist das Portrait einer starken Frau, die *Fri-*

days for Future in Uganda gründete und gegen die Armut ankämpft, die sie selbst erfahren hat. Zugleich macht der Film den Druck, der auf Hilda liegt, spürbar und zeigt die Momente, in denen sie hinterfragt, ob sie überhaupt etwas verändern kann. Zuletzt führt der Dokumentarfilm zu Rayen nach Chile, in eines der reicheren Länder Südamerikas. Wasser, Gesundheitswesen und Bildung wurden in Chile privatisiert und die Kluft zwischen Arm und Reich wird immer größer. Es ist das Land, in dem die Studentin ihre Heimat verortet und sich doch nicht vorstellen kann, hier jemals Kinder großzuziehen. Darum kämpft sie für mehr Chancen, nicht nur für sich selbst, sondern für die nächsten Generationen. Was bedeutet es dort, wo Massenproteste brutal mit Schüssen und Wasserwerfern niedergeschlagen werden und dabei hunderte Menschen ihr Augenlicht verlieren, ganz vorne an der Frontline mit dabei zu sein? Die 23-jährige Studentin lebt in einem Konflikt zwischen betäubender Ohnmacht und Wut und riskiert dabei ihr Leben für eine gerechtere Welt.

Es ist ein Kampf, der fast aussichtslos erscheint und doch so viel Hoffnung in sich trägt. Ein Weg, den die junge Generation einschlagen muss, da sie keinen anderen sieht. *Dear Future Children* begleitet drei unfassbar starke und verzweifelte junge Frauen, die ihr Leben komplett auf den Kopf gestellt haben, für eine bessere Zukunft. HANNAH KRÄMER



WIR WAREN KUMPEL

Wir waren Kumpel (2023) ist ein eindrucksvoller Dokumentarfilm, der die Lebenswelt und persönlichen Herausforderungen der letzten Bergarbeiter*innen im Ruhrgebiet behandelt. Mit der Einstellung des Steinkohleabbaus in Deutschland stehen die Kumpel nicht nur vor einem Neuanfang, sondern auch vor der Frage nach ihrer eigenen Identität.

Zunächst begleitet der Film mehrere Bergarbeiter*innen während ihrer letzten Tage in der Zeche. Untermalt von imposanten Bildern, zeigt er sowohl den engen Zusammenhalt der Kumpel untereinander als auch den Umgang der verschiedenen Protagonist*innen mit der Ungewissheit des bevorstehenden Wandels. Im Rahmen von fünf Porträts wechseln die Regisseure Christian Johannes Koch und Jonas Matauschek regelmäßig die Szenerie. Dabei lassen sie ihre Protagonist*innen frei erzählen, wodurch ein sehr privater Einblick in die individuelle Lebensrealität und persönliche Gefühlswelt der verschiedenen Bergarbeiter*innen entsteht. Über große Teile des Films hinweg werden die Protagonist*innen sogar bei sich zu Hause gefilmt, was die vertraute Atmosphäre nochmals verstärkt.

Viel Raum nehmen zwei männliche Bergarbeiter ein. Locke und Lange sind über etliche Jahre hinweg unzertrennlich, während

sie Seite an Seite unter Tage Kohle abbauen. Doch mit dem Verlust ihres langjährigen Jobs gehen beide sehr unterschiedlich um. Während Lange relativ schnell abgeschlossen hat und sich beruflich zum Busfahrer umorientiert, fällt Locke ein Neustart deutlich schwerer. Ohne Job hat er viel Zeit zum Nachdenken. Besonders der Wegfall der über viele Jahre aufgebauten engen sozialen Bindungen zwischen den Kumpels beschäftigt ihn. Er wünscht sich wieder mehr Kontakt mit Lange und plant eine gemeinsame Reise nach Frankreich. Im Zuge dessen ändert sich im letzten Abschnitt des Films auch der thematische Schwerpunkt hin zu tiefgründigen Gedanken und Reflexionen über die berufliche Identität, die eigene Lebensgestaltung, den Wert des Augenblicks und die Suche nach persönlicher Erfüllung. Im Mittelpunkt stehen Fragen nach der Sinnhaftigkeit – des individuellen Jobs aber auch eines arbeitszentrierten Lebensstils an sich. Persönliche Momente bieten Einblicke in die Gefühlswelt zweier Männer, welche sich sehr individuell mit diesen Themen auseinandersetzen.

Neben dem Aspekt der Berufsidentität befasst sich der Film auch mit Identitätsfragen wie Migration und Transsexualität. So wird ein Bergarbeiter aus Sri Lanka begleitet, welcher zunächst sein starkes Zugehörigkeitsgefühl zu Deutschland und der Zeche

beschreibt, wobei dann aber nach dem Verlust seines Jobs die Frage in ihm aufkeimt, wo er wirklich hingehört. Eine andere Protagonistin beschreibt ihre Identität als transsexuelle Bergarbeiterin. Dabei reflektiert sie über die vielen Herausforderungen auf ihrem Weg, konkurrierende Geschlechterrollen und besondere Belastungen.

Wir waren Kumpel ist ein einfühlsames Porträt über den persönlichen Neuanfang von fünf ehemaligen Bergleuten und eine tiefgängige Reflexion über die Rolle, welche Arbeit in unserem Leben einnimmt. Ein Job verleiht Struktur, sozialen Anschluss und teilweise auch Sinn. Der Film zeigt, was geschieht, wenn diese Eckpfeiler wegbrechen und man sich die Frage stellen muss: Wer bin ich ohne meinen Beruf?

Dabei geht er nicht nur ein auf die Herausforderungen, die mit dem Verlust eines Jobs einhergehen. Er beleuchtet auch, wie eng Identität, Gemeinschaft und Sinnhaftigkeit mit der Arbeit verknüpft sein können. In einer Zeit, in der Work-Life-Balance und die Frage nach der Sinnhaftigkeit unserer Jobs immer mehr an Bedeutung gewinnt, regt der Film dazu an, unser eigenes Verhältnis zur Arbeit zu hinterfragen und über unsere Prioritäten im Leben zu reflektieren. FABIAN DONATH



IDENTITÄT HÖREN - SOUNDS OF IDENTITY

Überall auf der Welt erfreuen uns Künstler*innen mit Songs, die Themen wie Herkunft und Tradition, Einheit in Vielfalt, Stolz auf die eigene Identität sowie Hoffnung und Freiheit thematisieren. Die Musik erinnert uns immer wieder daran, wie wichtig es ist, Diversität zu schätzen und sie in all ihren Facetten zu feiern. Unsere Playlist nimmt Dich mit auf eine musikalische Reise durch die Vielfalt kultureller Identitäten. Jeder Track erzählt seine ganz eigene Geschichte. Lass dich inspirieren und entdecke die verbindende Kraft der Musik!

SVENJA SCHÄFER

„Smells Like Teen Spirit“ – Nirvana (1991)

Grunge, Chaos, Jugend – Die Grunge-Hymne von Nirvana steht für jugendliche Rebellion und Identitätssuche und wurde zur Stimme einer ganzen Generation, die sich gegen die gesellschaftlichen Normen aufstellte. Inspiriert wurde der Song von *Bikini Kill*, deren Hit *Rebel Girl* die Playlist ebenfalls ergänzt. Dieser Titel ist eine Hommage an Kathleen Hanna, Leadsängerin der Band, deren Einfluss auf die Szene im Film *The Punk Singer* beleuchtet wird.

„Allein Allein“ – Polarkreis 18 (2008)

Ein epischer Soundtrack: *Allein Allein* ist ein Song für alle, die sich zwischen Einsamkeit und Selbstfindung bewegen. *Polarkreis 18* schaffen es, Isolation in einen mitreißenden Ohrwurm zu verwandeln. Eine Hymne für Momente, in denen man sich selbst sucht – oder einfach nur fühlen will.

„Despacito“ – Luis Fonsi feat. Daddy Yankee (2017)

Despacito bedeutet übersetzt „ganz langsam“ und beschreibt eine sanfte, sinnliche Annäherung, dabei avancierte zum globalen Ohrwurm. Der Megahit zelebriert lateinamerikanisches Lebensgefühl sowie die

kulturelle Identität und verbindet Stolz und Lebensfreude durch Reggaeton-Rhythmen.

„Paper Planes“ – M.I.A. (2007)

Mit einem frechen Beat und scharfem Text schießt M.I.A. gegen Vorurteile und Stereotype gegenüber Immigrant*innen. Sie verarbeitet ihre eigenen Erfahrungen als Tochter tamilischer Einwanderer und macht daraus ein Statement: Migrant*innen sind nicht alle in eine Schublade zu stecken.

„Respect“ – Aretha Franklin (1967)

Aretha Franklin hat mit *Respect* nicht nur einen Riesenhit gelandet, sondern auch eine Hymne für Selbstwertgefühl und Gleichberechtigung geschaffen. Der Song ist ein Symbol für echte Power und macht deutlich, dass Respekt und Selbstwertgefühl Bausteine von Identität sind.

„This Is America“ – Childish Gambino (2018)

Brutal ehrlich und provokativ: *This Is America* ist ein Song, der unserer Gesellschaft den Spiegel vorhält. Besonders das Musikvideo zeigt die Spannungen der afroamerikanischen Identität im amerikanischen Raum auf. Rassismus, Gewalt und

die Ablenkung durch Popkultur vereinen sich in einem explosiven Gemisch – ein Weckruf, der niemanden unberührt lässt.

„Born This Way“ – Lady Gaga (2011)

Lady Gaga sagt: Sei stolz auf dich, genauso, wie du bist! *Born This Way* ist ein *Power-Anthem* für alle, die sich nicht verstecken wollen. Der Song fordert die gesellschaftliche Akzeptanz aller Identitäten und stellt dabei die Individualität in den Mittelpunkt.

„Where Is The Love?“ – Black Eyed Peas (2003)

Ein Song wie ein kollektiver Seufzer: *Where Is The Love?* stellt Fragen zu Einheit und kultureller Identität. Die *Black Eyed Peas* fragen, warum die Welt so zerrissen ist. Ihre Botschaft? Wir brauchen Liebe – und zwar dringend.

„Wavin' Flag“ – K'naan (2010)

Dieser Song ist mehr als nur die WM-Hymne aus 2010 – K'naan singt über Hoffnung, Freiheit und den unerschütterlichen Willen, weiterzumachen. Er verarbeitet hier auch seine eigene Flucht nach Kanada während des Bürgerkriegs in Somalia. Sein Lied wurde zu einem globalen Hit.

Diese Playlist hält noch viele weitere spannende Songs für Dich bereit – nimm dir einen Moment und lass Dich von ihrer Botschaft inspirieren. Welcher Song weckt für Dich die stärkste Verbindung zu kultureller Identität?

TÜBINGER
DOKUMENTARFILM
FESTIVAL
IDEN
TITÄTEN



IDENTITÄT IM SPIEGEL DER LITERATUR

Es gibt Bücher, die zur einfachen Unterhaltung gelesen werden. Und es gibt Bücher, die mehr auslösen, in denen man sich selbst finden kann, die aber auch zeigen, warum wir verloren gehen können. Die besten Werke leisten beides, zum Beispiel die Romane der Autorinnen Mehrnouch Zaeri-Esfahani und Mithu Sanyal, in denen immer wieder die Frage gestellt wird: Was macht uns als Menschen aus?

Die deutsch-iranische Autorin Mehrnouch Zaeri-Esfahani nimmt uns mit in die Erin-

nerungswelt eines Mädchens, das aus dem Iran nach Deutschland flieht. Ihr autobiografischer Roman erzählt von Verlust und der Suche nach Heimat, wobei Zaeri-Esfahani feinfühler Schreibstil märchenhafte Züge trägt. Denn trotz ihrer thematischen Schwere weckt die Geschichte wohlige Gefühle, so, als würde man an kalten Tagen einen warmen Tee trinken. Wo Mehrnouch Zaeri-Esfahani mit sanfter Poesie arbeitet, sezziert die deutsche Autorin Mithu Sanyal in ihrem Roman *Identitti* gesellschaftliche Diskurse mit der scharfen

Präzision eines Skalpells. Die Autorin mit indisch-polnischen Wurzeln rüttelt wach, enttäscht Erwartungen, lässt uns über eigene Vorurteile stolpern. Beide Bücher laden dazu ein, über das Thema Identität nachzudenken – ob im Dialog mit der eigenen oder einer anderen, vielleicht sogar einer gefälschten Biografie. ANTONIA LEHN

33 Bogen und ein Teehaus – Eine Parabel über Herkunft und Ankommen

Aus der Perspektive ihres jüngeren Ichs erzählt Zaeri-Esfahani in ihrem autobiografisch geprägten Roman von der Reise, die ihre Familie aus der iranischen Stadt Isfahan nach Heidelberg führt. Die Handlung beginnt zur Zeit von Mehrnouchs Kindheit im Iran der 1970er Jahre, spielt an ihren Lieblingsplätzen in Isfahan, dort, wo die Katzen streunen, um die sie sich liebevoll kümmert. Schon als kleines Mädchen beobachtet Mehrnouch die Veränderungen, die sich nach dem Sturz des Schahs vollziehen. Bald muss die Familie den Iran verlassen und über Istanbul nach Ostberlin fliehen. Dann geht es weiter nach Westdeutschland, zuerst nach Karlsruhe und schließlich nach Heidelberg. Die alte Heimat ist verloren, eine

neue muss gefunden werden. Als erwachsene Autorin erinnert sich Zaeri-Esfahani an ihre kindliche Erfahrungswelt während der Flucht und im Exil, schaut aus den Augen ihres kindlichen Alter Egos auf eine zugleich von Schmerz und Hoffnung geprägte Gegenwart. Es geht in dem Text um die vielen Herausforderungen des Neuanfangs, aber vor allem auch um die eigene Stärke, um die persönliche Identität zwischen und jenseits der beiden prägenden Kulturen. Mit sprachlicher Leichtigkeit verschmilzt Zaeri-Esfahani kindliche Erinnerungen mit den Härten der Realität. Der 184 Seiten lange Roman, 2016 im Peter Hammer Verlag erschienen, wird von der UNO-Flüchtlingshilfe für Leser*innen ab 12 Jahren empfohlen.



© Raja Ravi Varma

Identitti – Ein Stich in die Widersprüche der eigenen Identität

In *Identitti* wird die akademische Welt von einem Skandal erschüttert: Saraswati, eine gefeierte Professorin für postkoloniale Studien, präsentiert sich als Person of Color und ist in Wahrheit eine weiße Frau. Diese herausfordernde Ausgangssituation der Geschichte (eine Anspielung auf den realen Fall von Rachel Dolezal) stellt unsere allgemeinen Vorstellungen über Identität auf den Kopf. Die Erzählerin Nivedita, eine Studentin Saraswatis, befindet sich selbst in einem Nirgendwo zwischen Selbstfindung und Internet-Performance und kämpft auf andere Weise mit ihrer eigenen Identität.



© Hanser Verlag

Mithu Sanyal wirft in ihrem Buch so viele Fragen auf, dass einem der Kopf schwirren könnte – wären da nicht die schlagfertigen Dialoge und ausgefeilten Charaktere der Geschichte, welche die Leser*innen immer wieder in die Geschichte hineinziehen. Mit Humor und Ironie beschreibt die Autorin Privilegien und Machtstrukturen und allem voran die Frage, wie Menschen mit eigenen Widersprüchen leben können, ohne sich selbst zu verlieren.

Erschienen ist der 432 Seiten umfassende Roman im Jahr 2021 beim Carl Hanser Verlag.

WHAT'S IN MY BAG

EIN FOTOPROJEKT VON EMMA HOLZER UND KLARA KEUTHEN

Content-Creator auf TikTok, Hollywood Stars auf dem YouTube Kanal der VOGUE oder Travel-Influencer*innen auf ihrem Reiseblog: Den eigenen Tascheninhalt auszubreiten und der Öffentlichkeit zu präsentieren ist im Trend. Aber was sagt unser Tascheninhalt über unsere Identität aus? Ob Minimalist*in, nur mit Handy, Geld und Schlüssel oder doch eklektische Sammler*in – einige Seminarteilnehmer*innen des tÜDOK haben ihre Taschen geleert und uns ihre Essentials, die immer dabei sein müssen, verraten.



Strickzeug



Lip Combo



Vaseline



Kopfhörer



Begleri (griechisches Fidget-Toy)



Emotional Support Waterbottle



Laptop



Autoschlüssel



Handy



IDENTITÄTEN

DIE THEMENSEITEN



DIE ROLLE DER ERINNERUNG

IDENTITÄT BEWAHREN UND WIEDERENTDECKEN AUS DEM TAKT

JONAS BERGER

„Ich habe mich sozusagen verloren“
Auguste Deter (1901).

Der Satz seiner Patientin ließ den damals 37-jährigen Dr. Alois Alzheimer nicht mehr los. Auguste Deter war von einem fortschreitenden Gedächtnisverlust betroffen, der sie zunehmend ihrer selbst, ihrer Identität beraubte. Dieser Hilferuf veranlasste den Arzt, ihre Krankheit genauer zu untersuchen. Alzheimer ließ nach ihrem Tod Gewebeproben von Deters Gehirn an die Königliche Psychiatrische Klinik in München schicken. Die anschließende Obduktion offenbarte eine auffällige Veränderung des Gehirns: Die Hirnrinde der Patientin war geschrumpft – ein Befund, der den Grundstein für die Erforschung einer bis dahin unbekannten Krankheit legte. Zu jener Zeit wurde das Krankheitsbild noch abwertend als „Altersblödsinn“ bezeichnet. Doch Auguste Deter war bei ihrem Tod erst 56 Jahre alt. Am 3. November 1906 stellte Alzheimer seine Forschungsergebnisse erstmals auf einer Fachtagung in der Tübinger Nervenklinik vor. Sein Vortrag fand zunächst wenig Beachtung. Alzheimers Entdeckung markierte jedoch den Beginn der Erforschung einer Demenzerkrankung, die später seinen Namen tragen sollte.

Was ist Demenz?

Demenz ist ein Sammelbegriff für eine Gruppe von Symptomen, die auftreten, wenn Gehirnzellen ihre Funktion verlieren oder sogar absterben. Unter diesen Begriff fallen zahlreiche Demenzarten, die sowohl Gemeinsamkeiten als auch Unterschiede aufweisen. Typische Symptome einer De-

menz betreffen vor allem das Denkvermögen und das Gedächtnis. Die Betroffenen haben oft große Schwierigkeiten, sich an kurz zurückliegende Ereignisse oder Gespräche zu erinnern. Hinzu kommen häufig Konzentrationsprobleme, Einschränkungen des Sprachvermögens und auch Sehstörungen. Diese Symptome sind zwar individuell verschieden, beeinträchtigen aber immer grundlegende Fähigkeiten, die für ein selbständiges Leben entscheidend sind. In Deutschland sind derzeit etwa 1,8 Millionen Menschen von Demenz betroffen, wobei die Alzheimer-Krankheit mit 1,2 Millionen die häufigste Form darstellt. Die Erkrankung stellt nicht nur die Betroffenen, sondern auch Angehörige und Pfleger*innen vor enorme Herausforderungen.

Erinnerungen und Identität

Erinnerungen spielen eine zentrale Rolle bei der Entwicklung und Bewahrung der individuellen Identität. Darauf weist der Philosoph und Biologe Dr. Michael Jungert in einem Interview mit der Alzheimer Forschung Initiative e.V. (AFI) hin. Für Menschen, die unter dementiellen Veränderungen leiden, geraten diese Erinnerungen zunehmend außer Reichweite. Wenn das Speichern, Abrufen und Verknüpfen von Erinnerungen beeinträchtigt ist, wird der Zugang zur eigenen Biografie immer schwieriger und ist im fortgeschrittenen Stadium oft unmöglich.

Biographiearbeit: Die eigene Geschichte wieder entdecken

Angela Mechnig, gelernte Altenpflegerin und seit 18 Jahren Koordinatorin der Be-

treuungsassistenz im Pauline-Krone-Heim in Tübingen, setzt auf die sogenannte Biographiearbeit, um dem Verlust der biografischen Identität entgegenzuwirken. In einem persönlichen Gespräch erklärt sie: „Ich versuche, mir ein Bild davon zu machen, wie das Leben des Menschen vorher ausgesehen hat“. Doch das ist oft schwierig, vor allem, wenn die Betroffenen kaum noch über ihre Vergangenheit sprechen können. „Durch Beobachten und genaues Zuhören finde ich heraus, wie ich diesen Menschen erreichen kann, was ihm guttut, was ihn beruhigt“, erklärt Mechnig.

Vielen Bewohner*innen ist aufgrund ihrer demenziellen Erkrankung nicht bewusst, dass sie derzeit in einem Pflegeheim leben – in ihrer Realität sind sie gerade an einem fremden Ort und möchten nach Hause. Früher sprach man in solchen Fällen von einer sogenannten „Weglauftendenz“, bei der die Bewohner*innen versucht haben, nach Hause zu gelangen. Laut Mechnig ist dieser Begriff jedoch nicht mehr zeitgemäß. Stattdessen sollte man eher von einer „Hinlauftendenz“ sprechen, um die Situation aus Sicht der Betroffenen zu erklären. „Das ist eben ihre Realität: Sie wollen nach Hause zu ihren Eltern, zu ihren Angehörigen, auch wenn diese bereits verstorben sind.“ Doch hierbei ist es entscheidend, die Wahrnehmung der Betroffenen ernst zu nehmen und sich auf ihre individuelle Perspektive einzulassen. Durch gezielte Biographiearbeit können die Pfleger*innen den Betroffenen zu mindestens kurzzeitig helfen, ihre eigene Identität wiederzufinden, indem sie gezielt auf ihre verbliebenen Fähigkeiten eingehen. So können

soziale Interaktionen gefördert und das Selbstwertgefühl wieder gestärkt werden.

Musik und Nähe als Brücke aus der Isolation

Viele Menschen im fortgeschrittenen Stadium der Demenz kämpfen häufig mit Angstzuständen und suchen oft instinktiv nach Beruhigung. Dies äußert sich beispielsweise in wiederholtem, oft unverständlichem Murmeln oder rhythmischen Bewegungen. „Im Haus gibt es so eine Frau, die in diesem Zustand ist. Ich höre sie oft ‚hatatata, hatatata‘ murmeln, das geht oft stundenlang so“, erzählt Mechnig. „Wenn ich merke, dass diese Frau in ihrer inneren Hilflosigkeit gefangen ist, lege ich meine Hand auf ihre und spreche sie kurz an.“ „Dann fange

ich an zu singen – langsam und leise.“ Die Wirkung ist erstaunlich: Die Frau, die zuvor kaum verständlich vor sich hin murmelte, beginnt plötzlich, jedes Wort klar und deutlich mitzusingen. Am Ende des Liedes sagt sie leise: „Das war schön“. „Das sind phänomenale Momente“, sagt die Altenpflegerin.

Altenpflegerin – ein Traumberuf?

Angela Mechnig ist eigentlich durch private Umstände in diesen Beruf hineingeschlittert, kann aber auf viele erfüllte und leidenschaftliche Jahre zurückblicken. „Eigentlich bin ich seit einem Jahr im Ruhestand, aber ich mache weiter. Obwohl es nicht nur schöne Momente, sondern auch viele Herausforderungen gibt, gehe ich am Ende des Tages nach Hause und

fühle mich erfüllt, sinnvoll und glücklich.“

„Der Beruf ist unglaublich vielfältig. Regelmäßig erhalten wir auch Praktika-Anfragen von der Geschwister-Scholl-Schule Tübingen. Dabei kommen oft schüchterne 14-Jährige zu uns, die das Praktikum mit neuer Selbstsicherheit und gestärkter Identität wieder verlassen. Mein Ziel ist es, dass am Ende auch die Bewohner*innen das Gefühl haben, dass sie den Jugendlichen etwas Wertvolles mit auf den Weg geben konnten. Die Schüler fühlen sich dadurch als Teil der Gemeinschaft und berichten, wie sie sich jetzt freier und selbstbewusster ausdrücken können. Rückmeldungen wie ‚Es war toll mit dir‘ oder ‚Danke, dass du dich so engagiert hast‘ zeigen, wie bereichernd diese Erfahrung für beide Seiten ist.“





© Privat

LEBEN MIT DEMENTZ

IDENTITÄT IM WANDEL AUS DEM TAKT
BETTINA GUNGL & SVENJA SCHÄFER

Erinnerungen, Werte, Beziehungen und soziale Geflechte sind individuelle Grundbausteine, die gemeinsam unsere Identität bilden. Sie helfen uns dabei, diese große und komplexe Welt zu verstehen und unseren Platz darin zu finden. Aber was passiert, wenn dieses Fundament unserer Identität durch eine Krankheit wie z.B. Demenz erschüttert wird?

Als Demenz wird eine Gruppe neurode-

generativer Erkrankungen bezeichnet, die im Verlauf der Krankheit einen fortschreitenden Verlust kognitiver Funktionen wie Gedächtnis, Sprache und Urteilsvermögen verursachen. Diese Fähigkeiten sind eng mit der Identität verwoben, denn häufig ist besonders das autobiografische Gedächtnis betroffen, das uns beim Erzählen und Verstehen unseres Lebens hilft. In den frühen Stadien der Erkrankung leiden Betroffene oft unter Gedächtnislücken,

die jüngere Ereignisse betreffen, während sie alte Erinnerungen, zum Beispiel die an die Jugendzeit, noch völlig unbeeinflusst abrufen können. Mit dem Fortschreiten der Demenz fällt es jedoch auch zunehmend schwerer, Erinnerungen zu behalten.

Die einzigartige Identität besteht aber nicht nur aus Erinnerungen – sie wird auch durch soziale Interaktionen und Beziehungen geformt. Menschen mit Demenz müs-

sen sich häufig mit der Veränderung ihrer sozialen Rollen auseinandersetzen. Sie werden von unabhängigen und eigenständigen Personen zu Pflegebedürftigen. Das Selbstbild wird durch eine solche erzwungene Umstellung nachhaltig beeinflusst. Gleichzeitig besteht die Gefahr, der Depersonalisierung, bei der die Menschen das Gefühl haben, neben sich zu stehen und nicht mehr sie selbst zu sein. Durch diese Defizite rückt oftmals die Komplexität des Menschen immer weiter in den Hintergrund.

Auch wenn kognitive Fähigkeiten schwinden, bleiben emotionale Reaktionen erhalten. Musik, Gerüche oder vertraute Orte können bei Menschen mit Demenz Gefühle und Erinnerungen wachrufen und eine

Verbindung zur Vergangenheit schaffen. Diese emotionalen Anker helfen dabei, die Identität auf einer tieferen Ebene zu bewahren. Lieder aus der Jugend oder Fotos von vertrauten Menschen können Erlebnisse aus der Vergangenheit wieder greifbar machen und den inneren Frieden stärken.

Für Angehörige ist es wichtig, sich der verändernden Identität der Betroffenen bewusst zu werden, sie zu akzeptieren und Brücken zwischen Vergangenheit und Gegenwart zu bauen. Soziale Interaktionen und ein Umfeld, das Selbstbestimmung fördert, ist entscheidend für das Wohlbefinden von Menschen mit Demenz. Biografisches Arbeiten und Alltagsrituale, die an die Lebensgeschichte anknüpfen, können das

Gefühl von Identität und Rollenzugehörigkeit stärken, auch wenn sich diese Menschen in einem stetigen Wandel befinden.

Demenz ist eine Erkrankung, die uns herausfordert und uns zeigt, dass wir die Identität als ein dynamisches und wandelbares Konzept begreifen müssen. Selbst im Angesicht kognitiver Verluste bleiben viele Aspekte des Selbst erhalten. Es liegt an uns, diese zu sehen, zu würdigen und zu bestärken. Denn wie uns Menschen mit Demenz immer wieder zeigen, ist die Identität weit mehr als nur die Summe unserer Erinnerungen – sie bleibt selbst im Wandel bestehen.

INTERVIEW MIT DER REGIE

CHRISTOPH JÄCKLE & OLIVER LICHTERWALD ZU
AUSDEM TAKT BETTINA GUNGL & SVENJA SCHÄFER

Bettina Gungl & Svenja Schäfer: *Wie seid ihr auf die Idee gekommen, Musik und Demenz als Thema für eure Masterarbeit zu wählen?*

Christoph Jäckle: Oli, Constanze und ich sind bei der Suche nach einem Thema auf eine Konzertreihe namens Seelenbalsam gestoßen, die im November 2015 von der Württembergischen Philharmonie

Reutlingen gestartet wurde. Die Idee dieser Konzertreihe war, Konzerte speziell für Menschen mit einer Demenzerkrankung und deren Angehörige zu organisieren. Dieses Thema hat uns irgendwie alle angesprochen.

Wir sind dann mit den Organisator*innen der Konzertreihe in Kontakt getreten und haben gemerkt: das Thema interessiert uns. Musik spricht Menschen mit einer Demenz.

erkrankung noch sehr lange an, auch emotional, obwohl sie vielleicht durch Sprache oder rationale Informationen gar nicht mehr angesprochen werden können. Aber Musik funktioniert eben nach wie vor und sie sind dann zum Beispiel auch noch textstärker bei Musikstücken aus ihrer Kindheit und Jugend, obwohl sie vielleicht sonst schon kaum noch Erinnerungen abrufen können.

-->

Oliver Lichterwald: Mich interessiert immer, was Musik in Menschen auslöst. Und es kam auch noch hinzu, dass meine Mutter schon länger in der Pflege für Demenzerkrankte gearbeitet hatte und da immer viel erzählte und auch Tanztees veranstaltet hat für die älteren Menschen.

BG & SS: Welche ethischen Überlegungen haben euch bei der Produktion begleitet, insbesondere in der Darstellung von Menschen mit eingeschränkter Entscheidungsfähigkeit?

CJ: Ein wichtiger Punkt bei der Auswahl der Protagonist*innen war für uns, dass der Status der Demenzerkrankung noch nicht so weit vorangeschritten war, dass sie nicht mehr reflektieren konnten, was eigentlich bei solchen Dreharbeiten mit ihnen passiert. Es ist schon eine wichtige ethische Frage: Bis zu welchem Grad darf man einen Menschen der Öffentlichkeit aussetzen, sofern dieser in der Einordnung irgendwo eingeschränkt ist? Das war ein ganz wichtiger Punkt, den wir dann sowohl in den einzelnen Dreharbeiten, aber natürlich auch generell in der Auswahl immer beachtet haben.

Wir haben immer geschaut: Setzen wir die Personen unter Umständen irgendeiner Öffentlichkeit aus, mit der sie, wenn sie nicht an Demenz erkrankt wären, vielleicht gar nicht einverstanden wären?

Uns war auch wichtig, dass wir keine besonders starken Fehlleistungen von den erkrankten Personen zeigen und sie so im schlimmsten Fall der Lächerlichkeit aussetzen würden. Deswegen kamen dann eben nur Protagonist*innen mit einer Demenz in Frage, die so fortgeschritten war, dass sie sich auf den Lebensalltag auswirkt, aber eben auch noch nicht so weit, dass sie das alles nicht mehr einordnen können.

BG & SS: Wie habt ihr euch im Vorfeld mit dem Thema auseinandergesetzt und wie habt ihr euch auf den Filmdreh vorbereitet?

OL: Tatsächlich musste man relativ spontan agieren. Also wir haben uns immer viel mit dem Pflegepersonal und den Angehörigen abgesprochen. Aber natürlich konnte es auch immer sein, dass wir hingehen und es geht gerade nicht. Also es war ein sehr spontanes Drehen, weil die Menschen in dem Stadium der Demenz manchmal nicht zurechnungsfähig sind. Das hat es einerseits weniger planbar gemacht, andererseits sind dadurch auch starke Situationen entstanden. Ansonsten habe ich viel mit meiner Mutter gesprochen und gefragt, auf was man im Umgang achten muss.

CJ: Wir haben uns auch mit Susanne Marschall und Kurt Schneider darüber ausgetauscht, was die ethischen Dimensionen angeht. Das war immer ein wichtiger Punkt zwischen den Drehs und auch im Schnitt, zu

überlegen: Was zeigen wir und was nicht? Ansonsten war es vor allem ein spontanes Reagieren und Interagieren in der Situation.

BG & SS: Gab es besondere Herausforderungen bei der Produktion des Films, insbesondere beim Umgang mit den Protagonist*innen? Gab es etwas, das euch besonders überrascht hat?

CJ: Es gibt eine Szene im Film, in der sich eine Protagonistin verläuft, während wir gedreht haben und das war für uns auch ein herausfordernder Moment, zu überlegen: Bis zu welchem Zeitpunkt setzen wir diese Person dem Sich-Verlaufen aus und wo greifen wir ein, auch um sie zu schützen?

Gleichzeitig sind wir als Dokumentarfilmende eigentlich in der Rolle, in der wir nicht eingreifen wollen. Das war zum Beispiel eine Situation, in der wir dann auch irgendwann zu einem späten Zeitpunkt eingriffen und die Protagonistin dann darauf aufmerksam machten, dass wir eigentlich wo ganz anders hin müssen, ansonsten verlaufen wir uns immer weiter.

OL: Ja, in der Postproduktion war das auch die Sequenz, an der wir noch am längsten saßen. Wir haben es dann noch mal gekürzt und ein bisschen anders geschnitten, weil wir auch da die ganze Zeit lange überlegt haben, ob wir das so zeigen dürfen. Wir haben uns dann aber bewusst dafür entschieden, es zu zeigen. Ich glaube, das ist auch eine Szene, bei der es einem im Publikum ein bisschen unwohl werden kann und man so ein komisches Gefühl bekommt. Aber es war uns wichtig, dass man auch merkt, es gibt auch unangenehme Situationen. Aber da haben wir lang lang geschnitten, das weiß ich noch.

BG & SS: Was sollen die Zuschauer*innen aus dem Film mitnehmen?

CJ: Also ich glaube, was ich vor allem daraus mitgenommen habe, ist eine viel feinere Wahrnehmung dieser Erkrankung. Also mir fällt immer auf, wenn Menschen sagen 'Diese Person ist dement'. Das hat so was Endgültiges und das ist die Erkrankung aber nicht. Es ist eine furchtbare Erkrankung – aber in dem Menschen steckt ja noch ganz viel. Gerade auch zu sehen, dass durch Musik noch viel hervorgerufen werden kann und auch noch ein emotionaler Zugang besteht, das fand ich ganz toll – für mich eine nachhaltige Erkenntnis aus dem Film.

OL: Und wir wollten auch zeigen, wie es für die Angehörigen, für die Pflege, für die Erkrankten selbst ist. Deshalb haben wir uns auch bewusst dafür entschieden, keine Expert*innenstimmen reinzunehmen und nichts. Wir wollten einfach zeigen, wie es ist. Und was Musik eben bewirken kann. Wir wollten, dass man das mitnimmt und erfahren kann, sehen kann."

BG & SS: Wie haben die Protagonist*innen und ihre Angehörigen auf den Film reagiert?

CJ: Sehr positiv eigentlich aus meiner Erinnerung.

OL: Es wurde immer wieder gesagt, dass es toll ist, dass wir uns mit dem Thema beschäftigen. Der Film wurde in einigen Kinos gezeigt und hat daraufhin dann Verbreitung gefunden, dann auch auf DVD. Wir haben viele positive Rückmeldungen bekommen. Der Film wurde teilweise auch eingesetzt in der Pflege, bei der Schulung von Pflegepersonal, das hat uns besonders gefreut. Es gab auch sehr viele schöne Rückmeldungen von den Angehörigen, die gesagt haben, dass sie es gut fanden, dass auch sie vorkommen.

CJ: Das war auch ein Aspekt, der uns im Schnitt sehr beschäftigt hat, weil wir wussten, da müssen wir sehr sensibel damit umgehen. Sie sind auch Teile des Films genauso wie die erkrankten Personen, einfach in einer Extremsituation. Man merkt, dass es für die Angehörigen sehr, sehr kräftezehrend und anstrengend sein kann. Da war es uns wichtig, dass man auch die Angehörigen nicht Situationen aussetzt in der Öffentlichkeit, die für sie unangenehm sein könnten.

Ich war sehr erleichtert, als wir gemerkt haben, wir haben da einen guten Ton getroffen und auch von ihnen positives Feedback bekommen – und auch eine Dankbarkeit, diese außergewöhnliche Lebensphase in diesem Film irgendwo noch mal so archiviert zu haben.

BG & SS: Was habt ihr durch die Arbeit am Film für euch und euer persönliches Leben mitnehmen können?

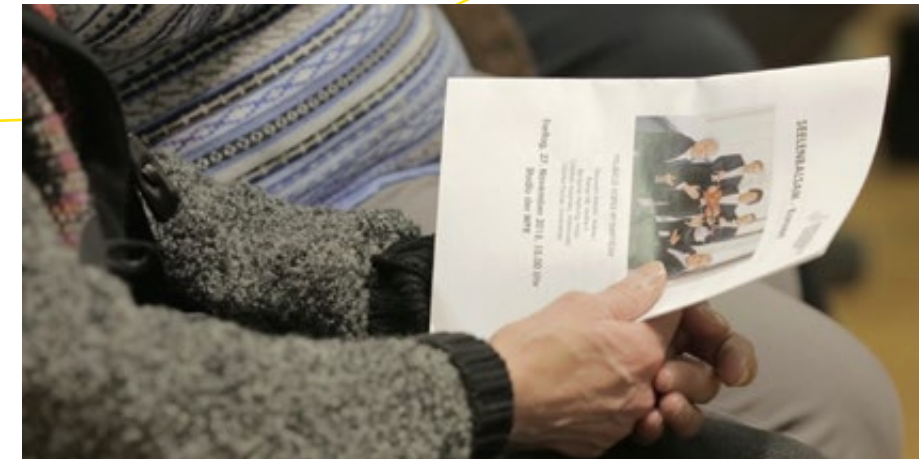
CJ: Also für mich eine Sensibilität dieser Krankheit gegenüber und den davon betroffenen Menschen. Für mich persönlich auch eine ganz tolle Erinnerung an das Ende unserer Studienzeit und einen tollen Film, den ich jetzt schon eine Weile nicht mehr gesehen habe, mich aber auch wieder freue, zu sehen.

OL: Auch einen gewissen Respekt vor dem Alter, weil ich glaube, außerhalb der eigenen Familie hat man mit fremden, wirklich älteren Menschen nicht unbedingt so viel im Alltag zu tun. Da so in das Leben von älteren Menschen hineingenommen zu werden, die auch an Demenz erkrankt sind, das hat einem schon auch einen gewissen Respekt vor dem Alter mitgegeben.

CJ: ... und gleichzeitig aber schon auch, dass das Leben mit so einer Krankheit, wenn man einen guten Rahmen hat, in Form von so einem Pflegeheim oder auch im privaten Umfeld, auch noch schöne Momente bereitstellen kann. Es ist dann nicht nur

traurig und schlimm, sondern zwischen-durch kann man auch Spaß haben und auch noch schöne Emotionen verspüren.

OL: Und wir sollten nie die Musik unterschätzen. Musik hat eine unglaubliche Kraft und Wirkung auf uns Menschen. Das unterstreicht der Film für mich auch nochmal.

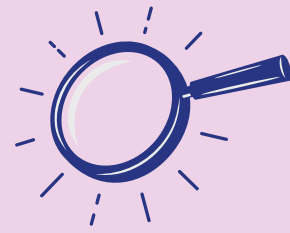


Mehr Infos und Material zum Film gibt es hier:



EIN KLEINES RÄTSEL

Jetzt sind deine scharfen Augen gefragt! Ordne jedem Hinweis einen passenden Identitätsbegriff zu, indem du dich durch das Fadenwirrarr navigierst.
DOMINIK DALLMANN



Sie erzählt Geschichten über dich, die du oft selbst nicht kennst.

Es wächst mit der Zeit und kann nicht zurückgedreht werden.

Es weist dir eine Rolle zu, noch bevor du dich selbst definierst.

Durch sie lernst du ohne jegliches Buch.

Meist trägst du ihn von Geburt bis Tod bei dir.

Sie schließt dich ein und schließt dich aus.

Gemeinschaft

Herkunft

Alter

Erfahrung

Geschlecht

Name

TÜBINGEN AND ITS MANY IDENTITIES

Was macht Tübingen eigentlich zu dem Tübingen, das wir kennen? Ohne Zweifel die Menschen, die dort leben. Einigen von ihnen bin ich begegnet und habe sie gefragt: "Wie würdest du deine Identität mit einem Wort beschreiben?" Mit ihren aufgeschriebenen Identitäten prägen sie wortwörtlich das Tübinger Stadtbild, wodurch klar werden soll: Tübingen trägt die Handschrift seiner Bürger*innen – rund um die Uhr.
ALEXANDROS MANTZARIDIS

Anahita H. (25)



Jad H. (21)



Anubhav S. (19)



Riku K. (23)



Eva L. (66), Ulrich L. (72)



Carlos S. (26)



Antonia B. (24)



Halifax B. (24)



Catalina S. (26), Mariia S. (26)





LAUT, UNBEQUEM, WEIBLICH

© Chris Pizello (Picture Alliance)

DIE UNTERSCHÄTZTEN HELD*INNEN DES PUNK THE PUNK SINGER FALK SOUKUP

Punk ist schon immer der rebellische Außenseiter und mehr als ein Musikstil. Es ist eine Bewegung, ein Lebensgefühl, ein musikalischer Mittelfinger gegen gesellschaftliche Konventionen. Seit den 1970er Jahren hat Punk die Welt aufgerüttelt, Konformität abgelehnt und Raum für Individualität geschaffen. Doch während die Ikonen des Punk oft männlich sind – die *Sex Pistols*, *The Clash*, *Ramones* – war die Geschichte des Punk von Anfang an auch eine Geschichte der Frauen. Ihre Rolle wurde oft übersehen, dabei haben sie den Sound, die Botschaft und die Subkultur des Punk maßgeblich geprägt.

In den späten 1970ern entstand Punk als Gegenbewegung zur kommerzialisierten Rockmusik. In Großbritannien und den USA bildeten sich erste Szenen, angeführt von Bands wie *The Damned*, *The Dead Boys* oder *Buzzcocks*. Doch schon in dieser Anfangszeit waren Frauen wichtige Akteurinnen. Patti Smith, oft als *Godmother of Punk* bezeichnet, brachte mit ihrem Debütalbum

„*Horses*“ eine poetische, rohe Intensität in die Szene. Siouxsie Sioux von *Siouxsie and the Banshees* stand mit ihrem provokanten Stil und ihrer einzigartigen Stimme für die avantgardistische Seite des Punk. Diese Künstlerinnen brachen mit den Stereotypen, die Frauen in der Musikbranche zugeschrieben wurden. Sie waren weder bloße Dekoration noch Randfiguren. Stattdessen nahmen sie eine zentrale Rolle ein und beeinflussten den Klang und die ästhetische Sprache des Punk. Denn Punk war immer ein Raum für Rebellion. Die Do-it-yourself (DIY)-Mentalität der Szene ermöglichte es jedem, der eine Gitarre in die Hand nehmen und einen Song schreiben konnte, Teil der Bewegung zu sein. Diese Offenheit zog auch Frauen an, die in der Mainstream-Musikindustrie keinen Platz fanden. In der New Yorker Punk-Szene des CBGB-Clubs waren Künstlerinnen wie Debbie Harry von *Blondie* oder Tina Weymouth von *Talking Heads* nicht nur präsenten Figuren, sondern prägten den Sound des

Punk und seiner Ableger. In Großbritannien war Poly Styrene, Frontfrau von *X-Ray Spex*, eine der ersten Frauen, die Punk als Plattform für politische Botschaften nutzte. Mit Songs wie *Oh Bondage Up Yours!* griff sie Themen wie Konsumismus, Geschlechterrollen und soziale Ungleichheit auf. Ihr Stil war schrill und bunt, ihr Sound roh und direkt – ein Vorbild für viele spätere Punk-Bands.

Während Punk in den 1980er Jahren in den Mainstream übergang und seine rohe Energie zugunsten glatterer Produktionen verlor, suchten viele Frauen neue Wege, ihre künstlerische und politische Stimme auszudrücken. *The Slits* etwa revolutionierten den Sound der Szene mit ihrem Debütalbum *Cut*, auf dem sie Punk mit Reggae und Dub verschmolzen. Songs wie *Typical Girls* hinterfragten auf bissige Weise Geschlechterstereotype, während ihre unkonventionelle Art, sich auf und abseits der Bühne zu präsentieren, die Vorstellung von Weiblichkeit im Musikbusiness heraus-

forderte. Ähnlich radikal waren *The Raincoats*, die mit Stücken wie *Fairytale in the Supermarket* oder ihrer Coverversion von *Lola* (*The Kinks*) Statements gegen patriarchale Strukturen veröffentlichten.

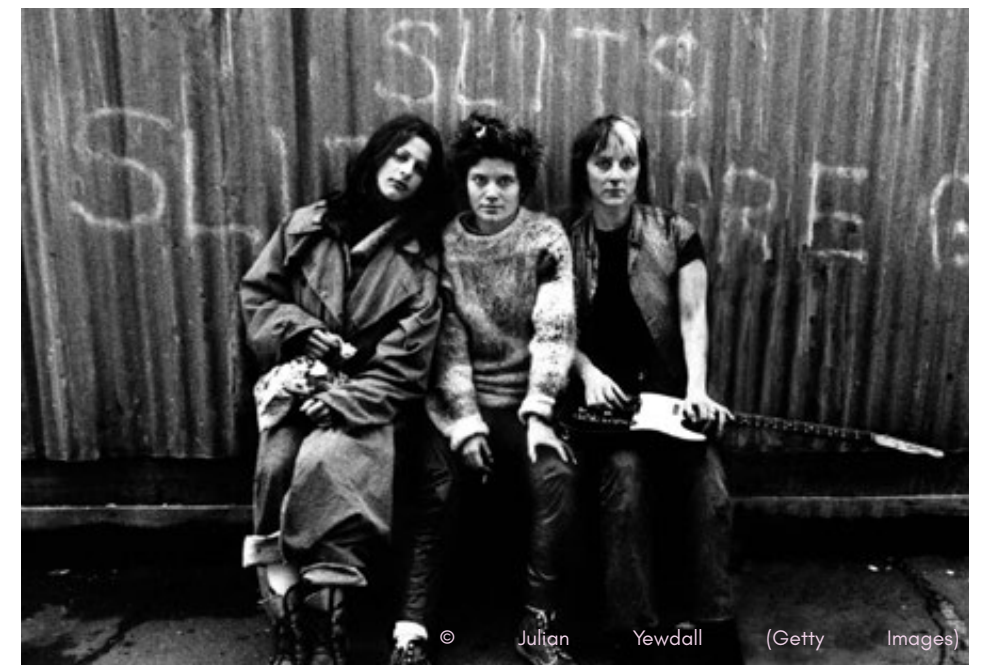
Doch Frauen im Punk mussten sich nicht nur gegen gesellschaftliche, sondern auch gegen interne Widerstände wehren. Trotz seiner rebellischen Haltung war Punk nie frei von Sexismus. Die künstlerischen Beiträge von Frauen wurden auf der Bühne oft herabgewürdigt. Viele Musikerinnen berichten von einer männ-

lich geprägten Szene, in der sie kämpfen mussten, ernst genommen zu werden. Die 1990er Jahre brachten mit einer neuen feministischen Punk-Welle eine direkte Antwort auf diese Dynamik: *Riot Grrrl*. Diese Bewegung, angeführt von Bands wie *Bikini Kill*, *Sleater-Kinney* und *Bratmobile*, machte das Private politisch. *Riot Grrrls* sangen über sexualisierte Gewalt, psychische Gesundheit und gesellschaftliche Erwartungen an Frauen. Sie griffen Themen auf, die in der Musik – selbst im Punk – bis dahin kaum präsent waren. Mit Aktionen wie *Girls to the Front* – bei denen Frauen

während Konzerten aufgefordert wurden, in die erste Reihe zu kommen – setzten sie ein Zeichen gegen die vorherrschenden Machtverhältnisse. Diese Aktionen waren symbolisch und praktisch zugleich: Sie schützten Frauen vor Belästigung und schufen einen Raum, in dem sie sich sicher fühlen konnten. Die Bewegung schuf eine neue Plattform für feministische Diskurse, setzte auf selbstorganisierte Konzerte, unabhängige Plattenveröffentlichungen und inspirierte eine Generation von Frauen, sich gehörig Raum zu nehmen. Der Song *Double Dare Ya* von *Bikini Kill* bringt diese Phi-

losophie auf den Punkt, indem Kathleen Hanna direkt in die Konventionen hineinbrüllt: „Dare ya to do what you want / Dare ya to be who you will!“ („Trau dich, zu tun, was du willst / Trau dich, zu sein, wer du sein willst!“). Diese Haltung war das Herzstück von *Riot Grrrl*, ein wütender Aufruf zur Selbstermächtigung.

Mit dem Beginn der 2000er trat der Punk in eine neue Ära ein und erlebte eine Verschmelzung mit anderen Stilen. Bands wie *Against Me!* oder *Rise Against* vermittelten ihre Themen, die von Umweltschutz bis zu LGBTQIA+-Rechten reichten, mit einem melodischeren Ansatz. Der „Pop Punk“ entwickelte sich zu einem kommerziellen Phänomen, indem Bands wie *Green Day*, *Paramore* und *Fall Out Boy* den rigorosen Geist des Punk mit massentauglichen Produktionen kombinierten. Gerade in den 2010er Jahren war Punk weniger eine einheitliche Bewegung als ein Sammelbecken für Experimente und Identitätsfindung. Die Grenzen zu verwandten Genres wie Indie, Emo und Hardcore wurden zunehmend fließend. Trotz aller Veränderungen war und ist Punk ein Ort für Außenseiter*innen, für Menschen, die die Normen hinterfragen und ihre Stimme gegen Ungerechtigkeiten erheben wollen – auch wenn sie das in den letzten Jahren leiser, nachdenklicher und manchmal auch mit mehr Pop-Appeal



© Julian Yewdall (Getty Images)

tun. Heute gibt es eine Vielzahl von Künstlerinnen, die in der Tradition von Frauen wie Patti Smith, Poly Styrene und Kathleen Hanna stehen. Bands wie *Big Joanie*, *Dream Nails* oder *The Linda Lindas* tragen das Erbe weiter und bringen neue Perspektiven ein.

Punk hat in seiner Geschichte viele Formen angenommen, aber eines ist geblieben: sein rebellischer Kern. Frauen waren und sind ein wesentlicher Teil dieser Rebellion.

Sie haben ihre Stimmen erhoben, ihre Geschichten erzählt und die Regeln gebrochen – innerhalb und außerhalb der Szene. Ihre Bedeutung für den Punk ist unübersehbar, auch wenn sie oft übersehen wurde. Ihre Wut, ihr Mut und ihre Kreativität haben nicht nur den Punk geformt, sondern auch Generationen von Musikerinnen und Aktivistinnen inspiriert. Und so bleibt der Punk, was er immer war: laut, unbequem – und ein Ort, an dem jede*r eine Stimme haben kann.

DIRTY GIRLS UND DESIGNER TASCHEN

KATHLEEN HANNAS EINFLUSS AUF EINE GENERATION THE PUNK SINGER EMMA HOLZER

1996 an der Crossroads Private School in Santa Monica. Über 50.000 US-Dollar muss man hier zahlen, um die auf der Website angepriesene Elite-Bildung genießen zu dürfen. In einem Meer aus Designer-Taschen, teuren Sonnenbrillen und Calvin Klein Parfüm sorgt eine

stetig wachsende Gruppe 13jähriger Mädchen für besonderes Aufsehen:

„They wear clothes you might find in a garbage can. They wear this hideous make-up all over their face. They don't shower or shave. They are filthy!“

Die anderen Schüler*innen auf dem Pausenhof nehmen für ihre Beschreibungen kein Blatt vor den Mund. Viele Gerüchte kursieren über die Gruppe, die von allen nur „Dirty Girls“ genannt wird – ein Name, der die Haltung den jungen Mädchen gegenüber nicht deutlicher machen könnte.



An der Spitze der „Dirty Girls“ stehen die Schwestern Amber (Bild 1) und Harper (Bild 2). Sie sind an der Schule fast jedem bekannt. Insbesondere unter ihren weiblichen Mitschülerinnen wird viel über sie geredet und geurteilt. In deren Idealbild einer Frau scheinen die beiden nämlich nicht so recht zu passen. Die vermeintlich schlechte Körperhygiene und der Kleidungsstil der Schwestern, der vielen als „zu männlich“ erscheint, sorgen für Diskussionen. Amber wird nachgesagt, sie habe seit dem Tod von Kurt Cobain nicht mehr geduscht. „They're trying to be rebels“, sagen zwei ältere Schülerinnen unter spöttischem Lachen (Bild 3).

Dabei sind die „Dirty Girls“ echte Rebellinnen. Wogegen genau sie rebellieren und wofür sie eintreten, das geht in der Debatte um den Zustand ihrer Haare allerdings oft unter. „I'm walking down the street and they're like ‚Take a shower‘. I have no idea what they're fucking talking about. I took a shower last night“, beschwert sich Harper. Sie und ihre Freundinnen lehnen den von ihr

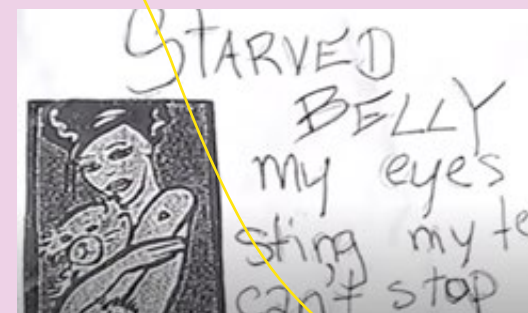
ren Mitschüler*innen gelebten Schönheitswahn ab – jede*r soll einfach das tragen, was ihm oder ihr gefällt: „I don't have to dress for anyone, I don't have to look good for anyone“. Der gesellschaftliche Druck, dem sie als junge Mädchen diesbezüglich ausgesetzt sind, beschäftigt sie. Ihre Gedanken sammeln sie gemeinsam in einem selbstgemachten feministischen Zine (Bild 3 + 4). Ausgeschnittene Bilder von Models aus Hochglanzzeitschriften, gepaart mit kritischer Poesie und Zeichnungen aus der Feder von Achtklässlerinnen. Körperideale, Gefühle, Gleichberechtigung und sogar Missbrauch behandeln sie im Scrapbook-Stil. Auf die Frage, ob sie für solche Themen nicht zu jung seien, entgegnet sie:

„That is such bullshit. Anyone at any age can know that women are being raped.“

Der mit dickem, schwarzen Edding geschriebene Titel des Magazins, „Sour Grrrl“ verrät viel über die Gefühlslage der Mädchen: Wut. Und er verrät

auch, wer ihnen dabei als Vorbild dient.

1991 rief Kathleen Hanna mit ihrer Punk-Band *Bikini Kill* zur „Revolution Girls Style Now“ auf: Sie kritisierten die von Männern dominierte Musikszene und mangelnde Gleichberechtigung von Frauen. Punk wollte anders sein als der Mainstream, aber auch innerhalb der Szene wurden Rassismus, Sexismus und Homophobie reproduziert. Mit dem Anliegen, dagegen zu opponieren, gaben sie ein wöchentliches Gratis-Zine mit dem Namen „Riot Grrrl“ heraus. Zines waren durch ihre simple aber effektive Machart eine Möglichkeit für Subkulturen oder unterdrückte Gruppen, ihre Stimmen hörbar zu machen. „Riot Grrrl“ war in seinen Ursprüngen zwar in erster Linie eine Intervention innerhalb der Punk-Szene, doch das „Riot Grrrl Manifesto“, das in einer Ausgabe des Zines abgedruckt wurde, sollte schon bald als symbolischer Auftakt einer neuen, gesamtgesellschaftlichen, feministischen Bewegung gelten. Es war ein Aufruf zur Selbster-



© Michael Lucid

mächtigung von Frauen, ein längst überfälliges Hinterfragen patriarchaler Strukturen.

Harper und Amber verstehen sich als Teil der *Riot Grrrl-Bewegung*. Kathleen Hanna mit *Bikini Kill*, Courtney Love, Kurt Cobain, der als einer der wenigen männlichen, großen Figuren der 90er öffentlich feministische Werte vertrat, und viele weitere Musiker*innen der Szene sind ihre größten Idole.

„I consider a riot grrrl as someone who doesn't believe in the way women are treated in the society right now. Not only women - any prejudice like racism or sexism or even against gays or bisexuals. We really hate that kind of stuff and we are willing to stand up against it. We won't turn away, we're gonna walk up to people and tell them what they're doing wrong.“ - Harper

In ihrem Kampf für Gleichberechtigung stehen den Schwestern die zahlreichen hässlichen Kommentare ihrer Mitschüler*innen

im Weg. Es gibt Mädchen, die ihre Werte zwar teilen, aber nicht mit dem Titel „Dirty Girls“ und dem schlechten Ruf, der damit zusammenhängt, assoziiert werden wollen. Auf dem Schulhof, der auf den ersten Blick in die zwei Lager „Dirty Girls“ und „Mädchen mit Designer Taschen“ aufgeteilt scheint, sind einige verloren, im Zwischenraum noch auf Identitätssuche. „I'm not a dirty girl but I hang out with them, because they're more interesting“, erklärt eine junge Schülerin. Harper kritisiert diesen Konkurrenzkampf zwischen Frauen, der nicht nur in Crossroads herrscht, sondern ein gesellschaftliches Problem darstellt:

„A lot of women are in competition with each other when they should be together.“

Kathleen Hanna berichtet heute in Interviews von ähnlichen Hindernissen. Einigen Feministinnen empfanden es zu Zeiten der *Riot Grrrl-Bewegung* als negativ, dass sie sich zusätzliches Geld als Strip-

perin verdiente – ein purer Akt der finanziellen Not. Hanna stellt dazu die Frage: Wieso über Frauen in dem Metier aufregen, statt über die Männer zu diskutieren, die es sexuell erregend finden, Frauen zu sehen, die aus wirtschaftlichen Gründen gezwungen sind, sich auszuziehen? Auch sie fordert mehr Solidarität und Gemeinschaft zwischen Frauen: „BECAUSE we are interested in creating non-hierarchical ways of being and making music, friends, and scenes based on communication and understanding, instead of competition and good/bad categorizations“ (*Riot Grrrl Manifesto*).

2013 sehen sich Amber und zwei Highschool-Freundinnen wieder. Sie sind noch immer engagierte Feministinnen und stolz auf die Werte, die sie schon in der achten Klasse vertreten haben. Einige von ihnen spielen nun – ganz in Kathleen Hannas Spirit – in Frauen-Bands und tragen ihre Message in Form von Musik weiter.

INFOKASTEN:

Michael Lucid drehte 1996 in seinem letzten Highschool-Jahr eine kurze Dokumentation über eine Gruppe von 13jährigen *Riot-Grrrls*, die an ihrer Schule von ihren Mitschüler*innen sozial ausgegrenzt wurden. 2013 stellte er das knapp 18-minütige Video auf YouTube, wo er auf unerwartet viel positive Resonanz stieß. Heute

steht das Video bei fast 5 Mio. Aufrufen, die Kommentare zeigen klare Haltung: Vor allem die *Gen-Z* ist Fan der „Dirty Girls“ und bezeichnet sie als „ahead of their time“. 2013 drehte Lucid eine „Dirty Girls Reunion“, in der sich Amber mit zwei ihrer Highschool Freundinnen unterhält.

Hier geht's zur YouTube Dokumentation „Dirty Girls“



10 JAHRE VOLKER- MORD

INTERVIEW MIT JIHAN ALOMAR AUS DEM FILM BÊMAL – HEIMATLOS DOMINIK DALLMANN

Dominik Dallmann: Hallo Jihan, schön dass du dir die Zeit genommen hast. Möchtest du dich kurz vorstellen?

Jihan Alomar: Ich bin Jihan Alomar, 20 Jahre alt und wohne in Tübingen. Ich bin eine IS-Überlebende. Ich war als Kind zehn

monatelang in IS-Gefangenschaft und als ich dann die Chance hatte, freizukommen, bin ich nach Deutschland geflüchtet. Ich habe ein Buch über meine Erlebnisse geschrieben. Mit dem Buch bin ich, seitdem ich 17 bin, in der Öffentlichkeit. Ich bin Menschenrechtsaktivistin, Botschafterin der Menschenrechtsorganisation HÁWAR. help und eben Autorin. Zusammen mit HÁWAR.help haben wir den Film *Bêmal – Heimatlos* gedreht. Meine Schwester und ich sind zwei der Protagonisten. Es war so, dass sie mich in meinem Alltag begleitet haben, aber auch meine Schwester, die nach acht Jahren IS-Gefangenschaft freigekommen ist. Meine Schwester ist aber jetzt nicht mehr in der Öffentlichkeit.

DD: Was bedeutet Heimat für dich? Wo fühlst du dich zu Hause?

JA: Ich fühle mich zu Hause bei den Menschen, die mir guttun. Bei Menschen, die mich sehen und wahrnehmen. Also Freunde und Familie. Ich bin seit 2016 in Tübingen, fast neun Jahre jetzt. Ich fühle mich sehr wohl hier. Ich würde sagen, in Tübingen habe ich mir eine neue Heimat aufgebaut. Aber man kann auch nicht überall sagen, dass man in der Heimat ist, weil es nicht überall perfekt läuft. Aber hier kann

ich das, hier bin ich auf die Schule gegangen und habe gute Freunde gefunden. In Deutschland habe ich die Möglichkeit, als junge Frau ein gutes Leben zu führen. Und ich kann auch meine politische Meinung äußern, ohne dass ich diskriminiert werde. Das kann ich im Irak, in dem ich gelebt habe, nicht. Mein Heimatland hat mir das genommen, was ich Familie nenne. Mein kleiner Bruder musste ohne Vater aufwachsen. Als wir hier in Deutschland waren, hat er andere Väter auf Spielplätzen „Papa“ genannt. Er ist zu denen gegangen und hat „Papa“ gesagt, das hat mich richtig getroffen. Das Ganze macht mich traurig. Also mit dem Irak will ich nichts mehr tun haben.

DD: Im Film *Bêmal* kehrst du an Orte deiner Vergangenheit zurück – erst zum durchlöcherten Elternhaus, dann besuchst du deinen Onkel. Hat dir der Film geholfen, eine neue Perspektive auf deine Erlebnisse zu gewinnen?

JA: Ich war davor tatsächlich zweimal dort. Es war nicht einfach. Es ist nie einfach, zurückzukehren. Ich persönlich habe die ganze Zeit immer Angst, wenn ich da bin, dass wieder so etwas geschieht, was damals passiert ist. Weshalb ich auch so schnell wie möglich wieder da weggehen

möchte. Es hat mir nicht geholfen. Aber ich glaube, was mir bei der ganzen Sache hilft, ist, dass die Leute sehen und mitbekommen, wie es da wirklich aussieht. Noch jetzt, 2024, zehn Jahre, nachdem das passiert ist – und dass immer noch nichts gemacht wurde. Von wegen irgendwelche Häuser aufbauen, Leute unterstützen oder sowas. Ich habe von anderen Jesiden sehr viele positive Nachrichten zum Film bekommen, also dass sie es gut finden, dass ich offen über meine Geschichte rede. Aber ich muss ehrlich sagen, sehr viele Jesiden sind traumatisiert. Sie können über ihre Erlebnisse nicht reden und deswegen finde ich es auch gut, dass ich das für sie in dem Film übernehme.

DD: Das Leitthema von unserem Filmfestival ist das Thema „Identität“. Wie ist es, zwei Identitäten zu leben, zum einen dieses „neue“ Leben in Deutschland und zum anderen trotzdem noch so tief verwurzelt bei den Jesid*innen zu sein?

JA: Also ich muss sagen, es ist schwer, wirklich so zu leben, wie von einem erwartet wird. Aber natürlich würde ich meine Identität nicht aufgeben, nur weil ich hier in Deutschland lebe. Ich bin dankbar darüber, über das, was ich bin und was für einer Religion ich angehöre. Ich sage immer: unser Volk musste so Vieles durchmachen, damit wir anerkannt werden und auch ernst genommen werden. Allein deswegen, weil mein Vater getötet wurde. Ich bin mir sicher, dass er niemals gesagt hätte, dass er ein Moslem ist (Anmerkung: Jesid*innen wurden von IS umgebracht, wenn sie nicht zum Islam konvertiert sind). Und allein deswegen, weil mein Vater so stolz auf die Religion war, würde ich persönlich niemals meine echte Identität aufgeben.

Aber ich wollte dazugehören, weißt du. Es war am Anfang schwer, Freunde zu finden, wegen meines Deutsches natürlich. Aber auch, wie man wahrgenommen wurde von den Menschen hier. Aber ich habe mich angepasst und jetzt kann ich sagen, dass ich froh darüber bin, zwei Identitäten zu haben. Zum einen, weil ich sehr offen für Neues bin, und zum anderen kann ich hier meine Religion frei ausleben. Ich muss mir keine Gedanken darüber machen, dass irgendjemand mich tötet oder so. Im Irak kann man seine Identität nicht so ausleben, auch heute nicht, weil, von überall kommen Leute und wollen dich zwingen, dass du da was bist, was gar nicht du bist. Ich bin Deutschland dankbar, dass es mir ermöglicht wurde, hierher zu kommen und mir hier eine neue Chance gegeben wurde.

DD: Du drehst Filme, setzt dich politisch für das Volk der Jesid*innen ein, schüttelst dem deutschen Bundespräsidenten die Hand und gehst nebenher in die Schule. Woher schöpft du die Kraft, trotz deiner Erlebnisse tagtäglich, für deine Sache zu kämpfen?



© Lena Mucha Photography

JA: Ich würde sagen meine Mama. Meine Mama hat alles dafür gemacht, dass ich heute da bin, wo ich es bin. Dass ich das alles erreicht habe und zwei Preise gewonnen habe zum Beispiel. Ich bin dafür dankbar, dass ich das Ganze überlebt habe und eine zweite Chance bekommen habe. In diesen zehn Monaten Gefangenschaft hätte alles passieren können, also dass ich von den IS-Männern umgebracht werde oder von Raketen, die um mich herum die ganze Zeit eingeschlagen sind. Ich bin dafür dankbar, dass ich das überlebt habe. Gott hat mir gezeigt, dass ich auch keine Angst vor dem Tod zu haben brauche, weil ich den Tod mit meinen eigenen Augen gesehen habe. Ich mache aus meinem Leben nur das Beste. Der Glaube gibt mir sehr viel Kraft, weil ich das alles für meinen Glaube tue. Und weil ich das alles für die Menschen tue, die ich bei diesem Krieg verloren habe.

Als ich mit 13 das Buch angefangen habe zu schreiben, ist es zu meiner Aufgabe geworden, die Leuten aufzuklären, weshalb ich auch jetzt an Schulen und Universitäten gehe, um Vorlesungen zu machen über meine Geschichte, über die Geschichte

der Jesiden. Also eigentlich sollte es nicht meine Aufgabe sein, mit damals 17 Jahren an Schulen zu gehen, um über unser Volk zu berichten. Aber irgendwie habe ich mich dazu verpflichtet gefühlt, weil es

keiner getan hat, weil die Leute es nötig haben, darüber zu erfahren und zu wissen. Ich will, dass wir Jesiden nicht in Vergessenheit geraten und dass das nie wieder passiert.

DD: Welche Botschaft möchtest du den Menschen in Tübingen mit auf den Weg geben?

JA: Meine Botschaft ist es, nicht zuzulassen, dass man die eigene Zukunft durch seine Vergangenheit kaputt macht, dass man immer nach vorne schauen sollte und dass man immer positiv bleiben soll. Denn – das Leben ist schön und es ist manchmal hart, aber so ist das halt nun mal. Einfach das Beste daraus machen.

DD: Danke für deine Zeit und das Gespräch.





ZWISCHEN ZERISSENEN WELTEN

IDENTITÄT AUF DER FLUCHT *BÊMAL – HEIMATLOS* ALINA HABERMANN

Heimweh und Fernweh – zwischen Rastlosigkeit, der Suche nach Zugehörigkeit und der eigenen Identität, die sich nicht allein auf zwischenmenschliche Beziehungen beschränkt, sondern auch durch unser geographisches und kulturelles Umfeld beeinflusst wird. Doch was geschieht mit unserem „ICH“, wenn unser Lebensraum uns prägt, wir ihn jedoch freiwillig oder unfreiwillig verlassen?

Wo bin ich? Unsere Umgebung prägt uns stärker, als wir oft wahrnehmen. Für manche Menschen sind die Zugehörigkeit und Beständigkeit von Heimat und Familie gleichbedeutend mit Identität. Vielen aber offenbaren sich Facetten ihrer Identität in fernen Ländern, Kulturen und Gesellschaften. Einige zieht es vollständig ins Ausland, andere finden ihr Ziel nie. Eines ist jedoch klar: Der Lebensraum spielt eine entscheidende Rolle in unserer Identitätsbildung. Dieses Zuhause, die (Wahl-)Heimat, hat demnach tiefen Einfluss auf unsere Identität – ob bewusst oder unbewusst. Doch während einige absichtlich das gewohnte Umfeld ihrer Kindheit verlassen, wird es Unzähligen unfreiwillig entzogen. Für Millionen von

Menschen wird das Zugehörigkeitsgefühl zum Geburtsort und Heimatland, die Nostalgie der Kindheit, die Kultur und das Sein, durch Vertreibung und Flucht von immerwährenden Traumata überschattet. Flüchtlingen, wie beispielsweise die Jesid*innen aus dem Irak, wird die ursprüngliche Identität dadurch oft für immer genommen.

Die Bedeutung und Akzeptanz des Lebensraums für die Identitätsbildung bleiben häufig unbeachtet. Durch einen Umzug in eine neue Stadt werden wir unweigerlich durch das neue Umfeld geprägt. Das Zurückkehren zu unserem früheren „ICH“ wird dadurch nahezu unmöglich gemacht. Unweigerlich verändern wir uns, wodurch unsere Identitäten neue Facetten bekommen. Doch diese Veränderung erfolgt in der Regel durch die Freiheit der Wahl – wir könnten uns auch anders entscheiden, (wo)anders leben. Der Schritt in eine fremde Stadt oder ins Ausland ist oft Ergebnis einer aktiven Entscheidung, auf der bewussten Suche nach einer neuen Identität. Auswander*innen stellen sich freiwillig der Herausforderung, sich kulturell anzupassen und in eine neue Ge-

sellschaft zu integrieren. Allerdings bleiben oft mancherlei Gewohnheiten und Traditionen ein Leben lang erhalten. Manchmal werden sie mit neuen Gepflogenheiten und Ritualen verbunden, wodurch etwas Neues, Einzigartiges entsteht. Denn wir alle haben unseren Kern, unser „ICH“, der aus unseren individuellen Erinnerungen, Wünschen, Ängsten, Hoffnungen und Vorstellungen vom Leben besteht. Und dieser Kern macht einen großen Teil unserer Identität aus.

Wo bin ICH? Jede*r von uns ist Teil einer Gemeinschaft, einer Familie, eines sozialen Umfelds und eines Wirtschaftssystems. Und jede*r hat dieses einzigartige „ICH“. In der westlichen Welt haben Individuen die Freiheit, über ihr Leben zu bestimmen – sie können entscheiden, wo sie leben möchten und wo sie sich am meisten wie sie selbst fühlen. Diese Wahlfreiheit und Kontrolle über das eigene Schicksal scheinen so natürlich zu sein, dass deren Bedeutung oft unterschätzt wird. Natürlich können Lebensumstände wie Familie oder der Job einschränkend wirken. Aber beispielsweise jede*r Deutsche könnte im Grunde genommen alle sieben

Sachen packen und einfach gehen. Ob wir dabei aufgehalten werden oder nicht, spielt keine Rolle. Wir haben die vollständige Kontrolle über die Entscheidung, fortzuziehen. Selbst wenn wir diese Freiheit nie nutzen, haben wir unterschwellig im Hinterkopf, dass es stets möglich ist. *Ich kann, wenn ich will. Ich kann da sein, wo ich sein will.* Inmitten all dieser Freiheit und Mobilität wird häufig vergessen, dass nicht jede*r gehen will – und nicht jede*r die Wahl hat, zu bleiben. Tausende fliehen vor Krieg und Gewalt in Todesangst aus ihrer Heimat. Sie müssen die Entscheidung zwischen

Entwurzelung, Fremdbestimmung und Isolation oder Gewalt, Vergewaltigung und Ermordung treffen. Ihre Wahl besteht aus dem Beschluss zwischen Leben und Tod. Wer es in sichere Länder wie Deutschland schafft, hinterlässt zerbrochene Familien, zerstörte Heimatorte und einen Teil von sich selbst. Manche Flüchtende begehren auf, sprechen über ihre Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit in Zeiten der Flucht oder Gefangenschaft, manche bleiben still. Für sie wird nie wieder alles so sein wie früher. Ihre Heimat zu verlassen ist eine Notwendigkeit, keine Entscheidung. Sie

müssen die Vertrautheit aufgeben und sich in der Fremde zurechtfinden – oft in dem Wissen, dass ihre Anwesenheit dort nicht dauerhaft willkommen ist.

Wo BIN ich? Diese stumme Frage stellen sich viele Geflüchtete. Die Situation für Jesid*innen im Irak bleibt düster, eine Rückkehr ist für viele noch immer nicht möglich. Einige, die geflüchtet sind, wollen auch gar nicht zurück. Die schmerzhaften Erinnerungen an den Völkermord von 2014 belasten sie zutiefst. Durch diese Erinnerungen, die Flucht und das Leben Sachen

in einem fremden Land haben sie sich grundlegend verändert. Aber auch das Wiedererwecken der eigenen Kultur im Zufluchtsland gestaltet sich teilweise als schwierig. In einem fremden Land, in dem sie versuchen, diese Kultur neu zu beleben, begegnen sie oft Diskriminierung, Vorurteilen und Rassismus. Sich anzupassen wird zur Notwendigkeit. Einerseits ist für ein gutes Zusammenleben wichtig, Geflüchtete kulturell zu integrieren, sowohl für Flüchtlinge selbst als auch für die Bewohner*innen des Zufluchtslandes. Andererseits erzeugt die komplette Ausschaltung ihrer Kultur einen Riss in ihrer Identität, die bereits durch die erzwungene Flucht fremdbestimmt ist. Geflüchtete haben kaum eine Chance, ihre Identität zu wählen und vollständig auszuleben. Sie können nicht einfach in ihre Heimat zurückkehren oder woanders hinziehen, wenn sie merken, dass sie sich nicht zugehörig fühlen. Das Wort „Abschiebung“ schwebt wie ein Damoklesschwert über ihren Köpfen. Ihre Freiheit und Kontrolle über ihre Zukunft werden ihnen auf unbestimmte Zeit genommen. Vielleicht sogar für immer.

Migrant*innen müssen darum kämpfen, ihre Kultur und Identität in der Fremde zu bewahren. Sie müssen sich verändern, um sich in der neuen Umgebung zurechtzufinden. Für manche bedeu-



© Unsplash/Eva Darron

tet diese Veränderung eine Bereicherung: Sie erweitern ihre Identität, indem sie neue kulturelle Einflüsse integrieren, ohne ihre ursprünglichen Wurzeln zu verlieren. Einige fühlen sich inzwischen sowohl mit ihrer Herkunftskultur als auch mit ihrer neuen Heimat verbunden: Sie sehen sich als Teil der Gesellschaft, in der sie leben. Diese Verbindung ist jedoch nicht selbstverständlich und erfordert sowohl Geduld als auch Zeit, Unterstützung und gegenseitige Akzeptanz.

Das Thema der Identitäten und deren Veränderungen wird eindrucksvoll in dem Dokumentarfilm *Bêmal – Heimatlos* (2024) aufgegriffen. Hier kommen Jesid*innen zu

Wort, die vom Völkermord 2014 betroffen sind. Ihre individuellen Geschichten zeigen, wie ihre Identitäten durch die traumatischen Erlebnisse in der Heimat, die Flucht, und ihr Leben im Zufluchtsland Deutschland neu definiert werden. Identität ist ein unverlierbarer Kern, auch wenn er durch Traumata und äußere Umstände erschüttert werden kann. Überleben ist nicht nur eine Frage von körperlicher Sicherheit, sondern auch von kultureller und emotionaler Selbstbestimmung. Identität ist kein festes Konzept und diese Geschichten sind mehr als individuelle Schicksale. Sie appellieren an unsere unverzichtbare Menschlichkeit und Solidarität, die über Grenzen hinausgehen.

SÜCHTIG NACH HILFSBEREITSCHAFT



IM GESPRÄCH MIT COMEDIAN TAHSIN MIRZA BÊMAL – HEIMALOS ALEXANDROS MANTZARIDIS

2022. Das Herz schlägt schneller, pocht gegen den Brustkorb. Die Handflächen schwitzen leicht an. Dann ertönt sein Name durch den Lautsprecher. Unter dem tosenden Applaus des Kölner Publikums schwingt sich Tahsin auf die Bühne. Es ist sein erster Comedy-Auftritt. Alles ist angerichtet, nur das Mikrofon will nicht mitmachen: Das Kabel löst sich vom Mikro ab. „Ich habe es zu Fuß bis nach Deutschland geschafft, aber ich weiß nicht, wie man ein Kabel bindet.“ Das Publikum lacht und markiert so den Beginn seiner Comedy-Karriere. Ich treffe mich mit Tahsin (25) in einer Videokonferenz.

Alexandros Mantzaridis: Tahsin, seit zwei Jahren trittst du als Comedian auf und verarbeitest auf der Bühne unter anderem deine Erfahrungen nach deiner Flucht aus dem Irak. Was war deine Motivation, mit Comedy anzufangen?

Tahsin Mirza: Ich sage es immer, aber es ist die Realität: Comedy ist mein Therapieplatz, den ich in Deutschland nicht be-

komme. Ich kam nach Deutschland, ich war jung, überfordert, habe sehr viel Rassismus erlebt und war sehr frustriert. Ich hatte noch Familie und viele Jesiden in der Heimat und habe mich gesellschaftspolitisch machtlos gefühlt. Irgendwann habe ich Comedy als Therapie, als Methode für mich entdeckt. Und mich motiviert es einfach, Wege zu finden, Menschen zum Lachen zu bringen.

AM: Welche Rolle nimmst du als Comedian auf der Bühne ein?

TM: Mir ist wichtig, dass ich mit meiner Comedy keine Klischees verbreite, sondern eher, dass Menschen nach der Show sagen, wir haben gelacht, war echt lustig und wir haben uns reflektiert. Mir ist klar geworden, dass ich Comedy nicht für mich allein mache, auf keinen Fall. Ich mache Comedy für meine jesidische Community, für geflüchtete Menschen, für benachteiligte Gruppen. Ich mache Comedy aus einer Armutsperspektive, aus sehr vielen Perspektiven, die ich erfülle und die mir

zunächst gar nicht bewusst waren. Aber ich mache das und seitdem ist der Druck und die Verantwortung auch größer.“

AM: Unser diesjähriges tÜDOK-Festival hat das Leitthema „Identitäten“. Wie würdest du deine Identität(en) beschreiben und wie drückt sich diese im Alltag aus?

TM: Also ich bin erst mal Tahsin. Jugendlicher, Comedian, Theaterpädagoge, aber ich bin auch ganz klar Jeside. Ich meine, jesidisch zu sein, das ist so viel mit Natur verbunden, da gibt es so viele schöne Elemente, auch kulturell und all das, also Sonne, in die Natur zu gehen, das sind für mich auch Elemente, die zur Identität gehören. Im Alltag drückt sich das für mich jeden Tag durch Hilfsbereitschaft und Gastfreundschaft aus. Das sind natürlich erst einmal Werte, aber die haben meine Eltern, meine Großeltern, meine Geschwister mir beigebracht. Ich bin wirklich süchtig nach Hilfsbereitschaft und Gastfreundschaft und versuche, das in meinem Alltag ein-

zubauen. Das kann auch nur kurz sein, wenn du einen älteren Menschen siehst, mit einem Koffer, dann kannst du fragen, ob du das tragen sollst oder nicht.

Und meine Identität ist auch klar irakisch. Ich bin im Irak geboren und aufgewachsen, ich fühle mich auch irakisch. Ich sage immer, ich fühle mich jesidisch, irakisch, deutsch. Ich bin auch voll froh, das zu sein und das alles sein zu können. Früher hatte ich immer Angst, dass ich meine Identität einschränken muss. Ich hatte immer die Angst, meine Identität kann nur jesidisch, irakisch oder deutsch sein, aber niemals alles gleichzeitig. Und heute sage ich, sie kann alle drei sein – und das kann sich auch noch erweitern.

AM: Welche Rolle spielt Comedy für dich im Ausleben deiner Identität(en)?

TM: Also ich glaube, Comedy und Theater spielen haben sehr viel dazu beigetragen, dass ich als Person selbstbewusst geworden bin und es auch heute noch bin. Das hat mir den Mut gegeben zu sagen, wer ich bin.

AM: Stichwort jesidische Identität: Verarbeitest du auch jesidische Themen auf der Bühne und mit welchem Ziel?

TM: Das kommt noch. Es ist leider schwer, weil die jesidische Community noch nicht so krass bekannt ist. Manchmal habe ich 20/25-Minuten-Auftritte und in dem Zeitraum muss ich erst mal fünf Minuten erzählen, was Jesiden sind. Deswegen will ich mehr Comedy für meine jesidische Community machen, zum Beispiel eine Dating Show. In anderen Sachen war ich schon gut, etwa auf den Film *Bêmal* und den Völkermord aufmerksam zu machen. Aber ich sage immer, wir Jesiden sind viel mehr als ein Genozid und ich möchte Individualitäten jetzt in den Vordergrund stellen. Ich möchte nämlich, dass Menschen von der Assoziation etwas wegkommen, und nicht, wenn ich „Jeside“ sage, dass sie direkt an „Völ-

kermord“ denken. Sondern auch an Kunst, Comedy, Poesie, Modeln, Musik, Bildung, Universität, aber auch einfach an etwas Lockeres, wie Fußball oder ein Restaurant.

AM: Blicken wir noch abschließend auf euren Film, der während unseres Festivals läuft. Neben Identität ist auch Heimat ein zentrales Motiv. Was verbindest du damit?

TM: Heimat ist für mich wieder ein Gefühl. Und ich finde, Menschen ermöglichen dir eine Heimat. Sie können dafür sorgen, dass du dich überall heimisch fühlen kannst. Meine Heimat ist ganz klar Shingal [Stadt im Nordirak], wo ich geboren und mit meinen Eltern, Großeltern und Freunden aufgewachsen bin. Abends auf dem Dach zu schlafen, Sonnenblumenkörner mit der Familie auf der Terrasse zu essen, Fernsehen zu gucken. Das alles ist Heimat mit diesen Menschen. Aber Deutschland ist auch meine Heimat geworden. Also vielleicht besser gesagt Rheda-Wiedenbrück. Ich habe hier meine Lieblingsorte und fühle mich sehr zu Hause. Und dafür haben auch viele Menschen gesorgt, dass ich dieses Gefühl habe. Die haben mir das nicht abgesprochen. Also die allermeisten.

AM: Hat sich durch den Film und die mediale Präsenz etwas in der jesidischen Community verändert?

TM: Ich habe gemerkt, dass viele Menschen sehr wenig oder gar nichts über das Thema wussten. Aber durch *Bêmal* haben Jesid*innen in Deutschland viel Aufmerksamkeit bekommen. Die Jugendlichen hier sind dadurch mutig geworden und verstecken sich nicht mehr, sondern sagen: „Ja, ich bin Jeside. Das ist meine Identität und ich stehe dazu.“ Vorher haben sich die Leute das nicht getraut. Auch meine Mama sagte mir oft: „Sag nicht, dass du Jeside bist. Vielleicht können dir Leute Probleme machen, dich schlagen oder umbringen.“

AM: Welche Botschaft möchtest du dem Tübinger Publikum mitgeben?

TM: Also erstmal bin ich wirklich sehr dankbar, dass Menschen sich den Film überhaupt anschauen. Das ist nicht selbstverständlich. Ich würde mich sehr freuen, wenn Menschen diese persönlichen Geschichten mitnehmen und sie nicht als Opferrolle sehen, sondern sie aus einer Kämpfer*innen-Rolle betrachten. Die Geschichten sind sehr traurig, aber mir ist es wichtig, dass es bei der Trauer nicht aufhört, sondern dass man, sobald man wieder geht, im Umfeld darüber redet, was uns passiert – vor allem Kindern und Frauen – und sich weiterbildet und versucht, solidarisch mit der jesidischen Community in Deutschland zu sein, aber auch allgemein mit allen Menschen. Ich habe nämlich die Hoffnung, dass, wenn Minderheiten in Deutschland zu Wort kommen, die Mehrheitsgesellschaft oder Menschen mit Privilegien, sich dadurch solidarisch zeigen und ihre Ressourcen, Chancen, Macht und Privilegien nutzen, um diesen Menschen zu helfen.

AM: Danke für deine Zeit und das Gespräch.

Ich schließe unsere Videokonferenz. Eins ist mir klar geworden: Tahsin ist nicht nur Comedian. Er ist Bruder, Pädagoge, Deutscher, Jeside, Iraker, Vorbild und vieles mehr, was man mit Worten nicht beschreiben könnte. Aber vor allem ist er eins: süchtig nach Hilfsbereitschaft und Gastfreundschaft. Das bekommt man sofort mit. Auch ohne angeschlossenes Kabel am Mikrofon.

AUS DEM VOGELKÄFIG ERKLINGT EIN ZWITSCHERN

KÜNSTLER*INNEN IM IRAN GOOGOOSH

Am 11. Dezember 2024 geht ein YouTube-Video online. Eine Frau trägt ein schwarzes Kleid mit Spaghettiträgern, roten Lippenstift und ihr Haar offen. Singend steht sie in der Mitte eines Platzes zwischen ihrer instrumental Begleitung: Vier Herren formen ihre Band. Einerseits wird hier ein schöner Abend zwischen Musikanten beschrieben, andererseits jedoch ein schweres Verbrechen. Mehrere sogar, denn die fünf Musikfreunde spielen im Iran. Ihr öffentlicher Auftritt, das Kleid und die mangelnde Verhüllung gemäß Vorschriften der islamischen Republik sowie das Musizieren einer Frau in der Öffentlichkeit vor und mit Männern bilden gleich mehrere Gesetzesbrüche. Parastoo Ahmadi und zwei Mitglieder ihrer Band sind zum Zeitpunkt, als dieser Text verfasst wurde, bereits festgenommen und in Gewahrsam.

Parastoo ist nicht die Erste, der dieses Schicksal widerfährt, und sie wird mit hoher Wahrscheinlichkeit auch nicht die Letzte sein. Musizieren unterliegt im Iran strengen Regelungen. Jedes zu veröffentlichende Musikstück muss bei der Regierung eingereicht werden und wird von dieser geprüft. Dies dient einer umfangreichen Zensur, welche besonders bei weiblichen Gesangsstimmen greift. In der Öffentlichkeit dürfen diese nicht erklingen. Doch sind nicht nur Frauen von der Zensur betroffen. Auch beispielsweise Musik mit erotischen, politischen oder rebellischen Inhalten ist strengstens untersagt. Besonderes Aufsehen erregte hier Toomaj Salehi, der für seine regimiekritische Musik Bekanntheit erlangte. Er wurde verhaftet und zu Tode verurteilt. Er sei der sogenannten ‚Korruption auf Erden‘ schuldig. Erst nach internatio-

nalem Druck wurde der Rapper freigelassen. Ähnliches widerfuhr Shervin Hajipour. Als es nach der Ermordung Jina Mahsa Aminis zur Protestbewegung gegen das iranische Regime kam, schuf Hajipour aus den Tweets freiheitssuchender Iraner*innen den Song *Baraye* (dt. Für). In seinem Lied singt er über zentrale Schwächen und Probleme der Regierung, vom aussterbenden Geparden, über inhaftierte Freidenkende bis hin zur Unterdrückung der Frau. Rasch wurde der Song zur Hymne der Protestbewegung und Anlass zur Verurteilung Hajipours. Für diese 2 Minuten und 31 Sekunden wurde Hajipour zu einer Freiheitsstrafe von bis zu vier Jahren Haft verurteilt, sei aber mittlerweile wieder begnadigt worden.

Viele iranische Künstler*innen erkannten bereits zu Zeiten der Revolution die Gefahr

durch die neue Regierung und verließen das Land. Das Land zu verlassen, heisst jedoch nicht, sich in Sicherheit wiegen zu können. Iranischen Regimekritiker*innen droht überall Gefahr. So berichten auch Regimekritiker*innen in Deutschland von Drohungen aus dem Iran. Darunter fallen auch prominente Namen wie Enissa Amani oder Natalie Amiri, denen beiden die Einreise in den Iran laut Eigenaussage nicht mehr gestattet ist. Dass dies keine leeren Drohungen sind, ist oftmals zu sehen. Das wohl grausamste dieser iranischen Schicksale in Deutschland ereilte den Showman Fereydu Farrochsad. Nach seiner Inhaftierung in Folge der Revolution 1979 gelang ihm die Flucht nach Deutschland, wo er sich weiterhin kritisch über die damals noch neue Regierung äußerte. Er sprach sich für die Trennung von Staat und Kirche, die Demokratie und die Freiheit aus und wurde dafür auf brutalste Weise ermordet. Am 8. August 1992 fand man seine Leiche in seinem Apartment in Bonn. Er wurde drei Tage zuvor erstochen und einigen Berichten zufolge geköpft.

Erst 2020 wurde der deutsch-iranische Jamshid Sharmahd bei einem Zwischenstopp in Dubai, während eines Flugs von Frankfurt am Main nach Mumbai festgenommen und vom iranischen Geheimdienst in den Iran entführt. Im Oktober 2024 wurde der Aktivist und Familienvater nach einem langjährigen Schauprozess hingerichtet.

Auch die Kultsängerin *Googoosh* litt unter den strengen Regelungen für Musik im Iran. Der Musikerin wurde auf der Höhe ihrer langjährigen Karriere das Singen untersagt. Einundzwanzig Jahre nach Einführung des Verbots kann sie aus dem Iran fliehen und gibt seitdem Konzerte im Ausland. In Niloufar Taghizadehs Dokumentation *Googoosh – Made of Fire* spricht die Sängerin von jenen Konzerten und fragt sich, wieso die jungen Menschen im Ausland während ihrer Konzerte stets weinen. Sie hätten weder die Zeit, in der sie sang, noch das Land, in welchem sie auftrat, erlebt. Bezüglich dieser Frage kann ich nur aus eigener Erfahrung sprechen. Während eines solchen Konzerts saß ich in einer tränenreichen Menschen-

menge und begann prompt mitzuweinen. Als ich zu meiner Begleitung blickte, sah ich, dass sie es auch getroffen hat. Nun, etwa ein Jahr nach diesem Erlebnis, stelle ich meiner damaligen Begleitung eben jene Frage. Ihre Antwort amüsiert mich, denn sie meint, man käme bei einem solchen Konzert zusammen, um gemeinsam zu wehleidern, um zu fantasieren. Es sei wie das Leben eines umgepflanzten Baums. Da die einst fruchtbare Erde nun verdorben ist, wurde man in neue Erde gepflanzt, fernab der abgerissenen Wurzeln. *Googoosh* steht nicht nur für die Zeit vor der Revolution, sondern auch für ein *was wäre gewesen, wenn*: Wenn die alte Erde nicht verdorben, und das Wachsen bei den Wurzeln möglich gewesen wäre?

Googoosh steht für eine Zeit vor den Gräueln des Aufstiegs einer fanatischen Diktatur und für die Hoffnung auf eine Zukunft, in der Musik niemanden Freiheit oder Leben kostet.

© mindjazz pictures

INTERVIEW MIT NILOUFAR TAGHIZADEH GOO-GOOSH FRANZISKA SCHWEIGER

REBELLION DURCH TANZ UND MUSIK

Franziska Schweiger: Wie kam es zu der Idee, einen Film über Googoosh zu drehen?

Niloufar Taghizadeh: Ich hatte die Idee schon sehr lange im Kopf. Das Thema, also nicht nur Googoosh, hat mich insgesamt schon lange interessiert. Ich bin Jahrgang 1978, wurde also ein Jahr vor der Iranischen Revolution geboren. Als ich aufgewachsen bin, war Gesang für Frauen verboten und ich wurde Zeugin davon, dass sowohl meine, als auch die vorherige Generation sehr eingeschränkt waren und viele Künstler*innen in den Hausarrest geschickt wurden. 2021 habe ich einen Post von Googoosh gesehen, indem sie scheinbar das Ende ihrer Konzertauftritte ankündigte und sich wohl für das kommende Jahr von der Bühne verabschieden wollte. Da wusste ich, ich muss mich beeilen.

FS: Was fasziniert dich an Googoosh und was macht sie so besonders?

NT: Sie interessiert mich auf zwei Ebenen. Zum einen als Künstlerin – sie hat eine unglaubliche Präsenz, vor allem, wenn man die Sprache versteht. Man kann sie nicht mit anderen Künstler*innen vergleichen – sie verbrachte 21 Jahre im Hausarrest, ist danach in ein westliches Land ausgewandert und war auch dort künstlerisch aktiv. Sie ist eine sehr faszinierende und beeindruckende Person, vor allem im Umgang mit Hindernissen. Zum anderen hat sie einen

spannenden Lebenslauf und eine große Resilienz. Obwohl sie so viel erlebt hat, hat sie ihren Weg gefunden, kann Gefühle kommunizieren und die Hoffnung hochhalten. Viele Künstler*innen, die die Iranische Revolution erlebt haben, sind daran zerbrochen.

FS: Was waren die größten Herausforderungen der Dreharbeiten?

NT: Es war ziemlich schwierig, an Googoosh ranzukommen und sie von einer Zusammenarbeit zu überzeugen. Seit sie den Iran im Jahr 2000 verlassen hat, hat sie kaum Projekten zugesagt. Es gibt von ihr nur eine Handvoll Interviews – hauptsächlich von Menschen, die ihr nahestehen oder von Star-Journalist*innen. Ich bin keins von beidem und wusste, dass es schwierig wird, einen Film auf persönlicher Ebene zu produzieren. Die Dokumentation hat meiner Meinung nach zwei Protagonisten – zum einen Googoosh, zum anderen den Iran, bzw. die Menschen. Iraner*innen sind teilweise strenge Menschen, die hart urteilen können (lächelt). Ich stand unter großem Druck, da ich einem Weltstar begegnete und in kurzer Zeit einen sehr persönlichen Film schaffen und auch meine eigenen Erwartungen erfüllen wollte. Zudem entstand eine finanzielle Last. Ich bin auch Produzentin des Films und wir haben leider keine Förderung erhalten. Daher bin ich sehr froh und dankbar, dass wir arte als Kooperationspartner gewinnen und den

Film zusammen mit meiner Firma Windcatcher-Productions realisieren konnten.

FS: Googoosh sagt zu Beginn des Films, dass die meisten Iraner*innen morgens mit Politik aufwachen. Könntest du das ausführen?

NT: Man ist ausgeliefert. Auch wenn Iraner*innen auswandern, die Politik lässt einen nicht los. Dabei ist es unerheblich, ob man den Iran liebt oder hasst. Die Politik entscheidet alles: wie man als Frau rausgeht, was man isst, trinkt, was man sagen und wohin man reisen darf. Das alles ist nicht zum Vorteil der Bevölkerung. Das Land besteht für mich inzwischen aus Millionen Geiseln, Vertriebenen, Faschisten und aus vielen, die sich um die Freiheit ihres Landes bemühen.

FS: Bei einer Kundgebung vor der City Hall in ihrer Wahlheimat Los Angeles sagt Googoosh, dass der Iran allein durch die Hände seiner Kinder befreit werden kann. Hältst du das für realistisch?

NT: Ja, sehr. Ich halte es auch für realistisch, dass die Weltpolitik zumeist eine größere Rolle spielt als die Kinder eines Landes, leider. Die Kinder des Irans haben ja wohl alles gegeben, dass es anders wird und die Weltpolitik hat zugehört, wie Menschen ermordet werden

FS: Wie ist die Resonanz auf den Film, be-

ziehungsweise gab es Probleme?

NT: Das Feedback hat mich mental umgehauen. In jeder Stadt, in der wir den Film gezeigt haben, kamen Menschen auf mich zu und haben mir ihre Geschichte erzählt und was der Film ausgelöst hat. Ich habe tatsächlich mehr Fragen zu Googoosh erwartet. Ich habe jedoch viele Geschichten über Schmerz, Emotionen und private Momente gehört und bin dafür sehr dankbar. Das wird mich noch lange beschäftigen. Das Wertvollste, was bleibt, sind die Gespräche

– man lernt sehr viel, auch über sich selbst. Es gab aber hier und da auch Klischeefragen und Verschwörungstheorien – das war manchmal witzig, manchmal ärgerlich.

FS: Aufgrund erschreckender Gewalttaten im Iran gegen Frauen könnte man meinen, dass Frauen regelrechter Hass entgegen schlägt. Jina Mahsa Amini wurde 2022 in Teheran zu Tode geprügelt, weil sie laut Sittenpolizei ihr Kopftuch nicht akkurat trug. Woher kommt dieser Zorn?

NT: Das entsteht aus Angst vor Frauen, nicht nur im Iran. Wenn sich Religion und Politik mischen, entsteht ein gefährliches Konglomerat. Das ist meine persönliche Meinung. Durch die Weltreligion hat man einen Grund dafür gefunden, warum Gott möchte, dass Frauen ihre Haare bedecken sollen. Frauen sind der Ursprung, sie sorgen für Veränderung, für Wachstum. Ängstliche Menschen, egal ob Frau oder Mann, haben Angst vor Veränderung und Wachstum. Und so probieren sie es durch das Kleinhalten von Frauen.

FS: Im letzten Jahr war der Fall von Parastoo Ahmadi groß in den Medien. Die iranische Künstlerin hat im Dezember 2024 einen Auftritt ohne Live-Publikum bei YouTube gestreamt, dabei ein ärmelloses Kleid getragen und auf das Kopftuch verzichtet. Wie war das Echo?

NT: Googoosh hat auf diesen Auftritt reagiert und in einer Nachrichtensendung über Parastoo gesprochen. Sie hat zuerst gar nicht verstanden, dass gar kein Publikum anwesend war. Parastoo bedeutet übersetzt „Schwalbe“ und Googoosh hat sich sehr gefreut, dass die Schwalbe sozusagen den Käfig verlassen hat. Sie glaubt, dass Parastoo den Weg frei macht. Rebellion in Form von Tanz und Musik ist eine schöne Form der Revolution, auch wenn es traurig

ist. Tanzen und Musik machen ist eine ganz normale Tätigkeit, dieses Recht hat jede*r. Es ist eine schöne Form, diese Talente zu nutzen, um für Freiheit zu kämpfen. Traurig ist nur, wenn man das nicht machen darf. Man kann die Folgen von Parastoo's Auftritt aber noch nicht abschätzen – ihr Instagram ist seit dem Auftritt stillgelegt. Sie wurde inzwischen laut Medienberichten zwar wieder freigelassen, wir kennen jedoch die Voraussetzungen dafür nicht, z.B. wie hoch die Kautions war, was ihr angedroht wurde, etc.

FS: Was würdest du dir für Frauen im Iran wünschen?

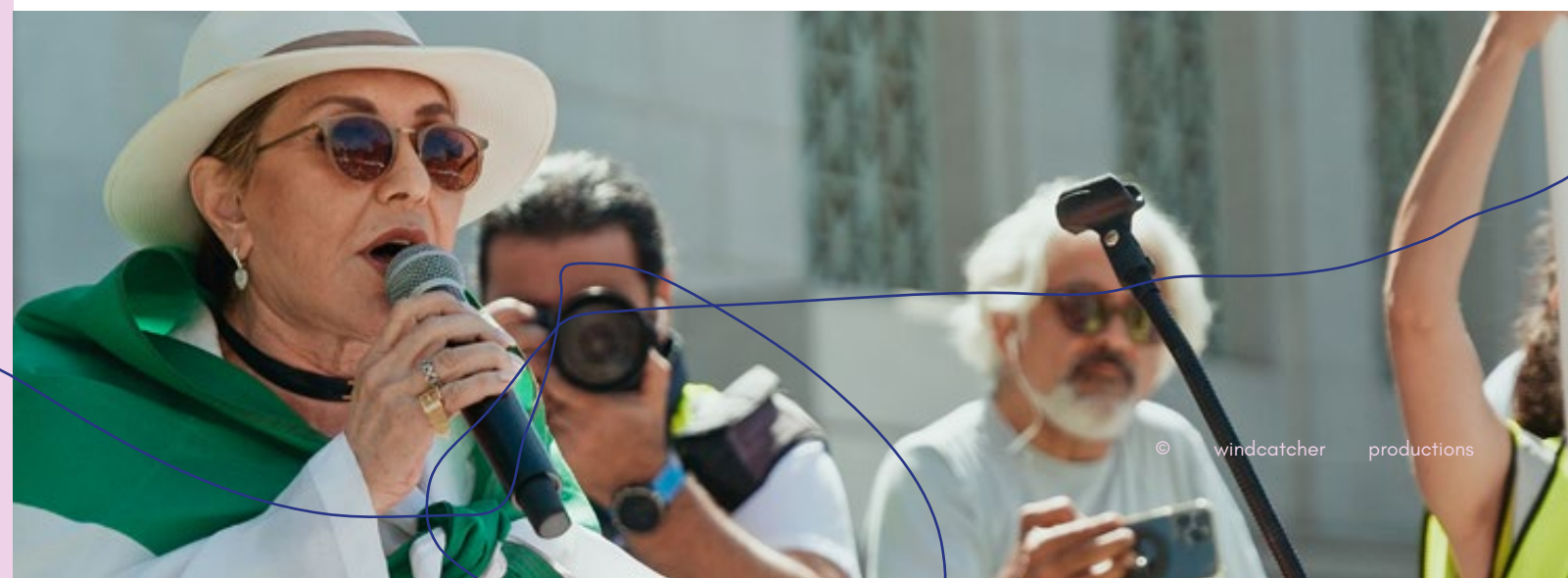
NT: Freiheit. Aber nicht nur für Frauen, für alle.

FS: Und zum Schluss noch eine Frage zum

Thema unseres Festivals: Wie würdest du deine eigene Identität definieren?

NT: Ich glaube, ich bin Deutsch-Iranerin. Ich fühle mich sehr deutsch, aber auch iranisch. Eigentlich bin ich Weltbürgerin. Ich habe auch mal fünf Jahre in Österreich gelebt und wurde dort das erste Mal als Deutsche wahrgenommen und beschimpft (lacht).

Identität hat viel mit Denken zu tun. Denken hat viel mit Sprache zu tun. Ich bin kurz vor meinem 18. Geburtstag nach Deutschland gekommen und fühle mich in beiden Ländern zuhause. Ich habe meine Wurzeln im Iran, meine Bildung und vieles anderes wurde hier geformt. Der Iran hat mir trotz der schwierigen Regierung viele gute Sachen mitgegeben, wie Familie, Literatur, Geschichte. Ich fühle mich als Brücke (lächelt).





© Mehrnousch Zaeri-Esfahani

GESCHICHTEN ALS GEGENGIFT

GESCHICHTEN ALS GEGENGIFT FÜR RECHTS- POPULISMUS GOOGOOSH ANTONIA LEHN

Ein Gespräch mit Autorin Mehrnousch Zaeri-Esfahani über die Kraft von Geschichten und Identitätsfindung.

Antonia Lehn: Sie nennen sich Geschichtenerzählerin. Waren Sie das schon immer?

Mehrnousch Zaeri-Esfahani: Das Geschichtenerzählen hat meine ganze Kindheit begleitet. Meine Großmutter erzählte mir oft stundenlang. Ich liebte es sehr und lernte es von ihr. Als wir 1985 den Iran verließen, verlor ich sie und die Erzählkultur. Erst drei Jahrzehnte später habe ich das alles wiederentdeckt.

Ich habe lange mit Geflüchteten gearbeitet und unzählige Flucht- und Kriegsgeschichten gehört. Das hat meine eigenen Traumata geweckt, weshalb ich mit Therapie begonnen habe. Gleichzeitig fing ich an, all das aufzuschreiben, woran ich mich aus meiner Kindheit erinnern konnte. Ohne es zu wissen, wurde ich so zur Geschich-

tenerzählerin und später zur Autorin. In meinen Fortbildungen entdeckte ich, dass Storytelling eine unfassbar wirkungsvolle Methode ist, um Menschen zu erreichen.

AL: Welche Rolle spielt das Geschichtenerzählen?

MZE: Für mich persönlich war das Erzählen der Weg, mich selbst wiederzufinden. Erst durch das Schreiben und Erzählen meiner Kindheitserinnerungen konnte ich meine alte Schatzkiste wieder öffnen und meine Identität als Deutsche und Iranerin finden. In guten Geschichten identifizieren wir uns mit Heldenfiguren. Sie verändern uns, weil wir mit ihnen durch Höhen und Tiefen gehen und erleben, wie sie aus Schwächen Stärken machen – selbst, wenn sie am Ende scheitern.

Gesellschaftlich gesehen, hat das Geschichtenerzählen eine enorme Bedeutung. Es ist eine Art Immunität gegen Rechtspopulismus. Dessen Angstgeschich-

ten funktionieren anders: Sie bieten keine Heldenfigur. Die erzählende Person macht sich selbst zur Heldenfigur, zum Erretter, wie Donald Trump oder der Faschist Björn Höcke es tun. Ihre Absicht ist nicht die Entwicklung ihres Publikums. Sie verkennen seine Stärken und wollen es klein machen, um sich selbst kurzfristig etwas Selbstwertgefühl zu „erhaschen“. Deshalb ist es wichtig, Kindern gute Geschichten zu erzählen. Wenn sie das früh lernen, erkennen sie später, welche Erzählungen manipulativ sind, und sagen dann „Das ist eine Scheiß-Geschichte, die will ich nicht hören!“ Leider hat sich das Geschichtenerzählen in der kapitalistischen deutschen Gesellschaft verloren, weil es schlicht Zeit braucht und angeblich keinen messbaren Profit bringt. Auch in der Erziehung hat man den Fokus zu stark auf das lineare Vorlesen gelegt und dabei das Erzählen vernachlässigt.

AL: Erzählen Sie uns von Ihrer Metapher der Schatzkiste!

MZE: Als Kind hatte ich eine wunderschöne iranische Schatzkiste, gefüllt mit den Erzählungen meiner Großmutter, den Gerüchen und Orten, die mich prägten. Doch als wir nach Deutschland kamen, legte ich meine Schatzkiste ab. Wir sprachen unter den Geschwistern kaum noch Persisch. Ich versuchte, Deutsche zu werden. 28 Jahre lang zimmerte ich mir diese Identität, verdrängte aus verschiedenen Gründen mein Aufwachsen im Iran. Erst als ich mich mit meiner Vergangenheit auseinandersetzte, holte ich all die alten iranischen Edelsteine und Perlen wieder aus der iranischen Schatzkis-

te hervor, die ich als Kind vergraben hatte.

AL: Ist das Integration?

MZE: Jedes Mal, wenn wir in eine neue Lebensphase treten, integrieren wir uns neu. Wir alle, nicht nur Menschen, die ihre Heimat hinter sich lassen. Die neue Lebensphase kann durch den Verlust eines geliebten Menschen geschehen oder auch bloß durch den Tod eines Haustiers, durch heiraten, einen Unfall oder eine Krankheit. Wir müssen dann entscheiden, ob wir Vergangenes konservieren oder uns ins Neue

integrieren. Als ich nach Deutschland kam, vergrub ich meine iranische Schatzkiste, um zu „passen“, aber, auch weil sie nach den Erfahrungen des Regime-Terrors und des Krieges zu schwer geworden war mit schwarzen Steinen. Ich versuchte, mich zu assimilieren. Aber Assimilieren funktioniert nur kurzfristig. Identitätsfindung bedeutet, mitzunehmen, was einen ausmacht – auch wenn es schwierig ist.

AL: In Ihren autobiografischen Romanen „33 Bogen und ein Teehaus“ und „Das Mondmädchen“ schreiben Sie aus Sicht der

jungen Mehrnousch von Flucht und Ankommen. Wie war das für Sie?

MZE: Die Bücher waren wie Therapie. Ich ließ das Kind in mir sprechen, das ich so lange eingesperrt hatte. Beim Schreiben schuf ich einen Rahmen, in dem das Kind sicher erzählen konnte. Der Prolog und Epilog in „33 Bogen und ein Teehaus“ stammen von der erwachsenen Mehrnousch, dazwischen erzählt das Kind seine Geschichte. Am Ende waren beide Teile der Identität – Kind und Erwachsene – ein Stück mehr vereint.

"Aber Assimilieren funktioniert nur kurzfristig. Identitätsfindung bedeutet, mitzunehmen, was einen ausmacht – auch wenn es schwierig ist."

AL: Ihre Suche nach Identität war also nie nur kulturell – es ging auch darum, Kind und Erwachsene in Einklang zu bringen?

MZE: Absolut. Identität hat viele Schichten. Bei mir ist da die Iranerin und die Deutsche. Da ist das Kind und die Erwachsene. Beides sind getrennte Identitäten, die ich erst vereinen musste. Das Kind, das ich verdrängt hatte, wollte ich schützen, aber gleichzeitig brauchte ich es, um wieder zu mir selbst zu finden. Und das kostet Kraft.

Jede Identitätsentwicklung macht verletzlich und man wird gezwungen, sich den unbequemen Teilen des Lebens zu stellen.

AL: Welche Rolle spielen die Zuschreibungen anderer Menschen dabei?

MZE: Menschen schreiben uns ständig Eigenschaften zu, ohne zu fragen, ob wir sie annehmen wollen. Mein Vater nannte mich „kleine Löwin“. Eigentlich liebevoll, aber auch eine Aufforderung: „Sei stark.“ Nach den Anschlägen vom 11. September 2001 wurde ich plötzlich als „Muslimin“ wahrgenommen – eine Identität, von der ich mich innerlich distanziert hatte. Ich wurde zu „einer von denen“. Das war der Beginn eines langen Prozesses. Heute bin ich glücklich, aber es gibt Tage, an denen ich die Sehnsucht und den Schmerz spüre. Aber ich habe nun auch eine neue, gemischte Schatzkiste, die mich als ganze Person zeigt.

AL: Gibt es einen Moment, der Ihre Identitätssuche besonders geprägt hat?

MZE: Mit dem Mord an Jina Mahsa Amini im Jahr 2022 und der „Frauen-Leben-Freiheit-Revolution“ habe ich eine radikale Entscheidung getroffen: Mein inneres Kind freizulassen. Ich wusste, ich muss ins Disneyland. Obwohl Disney-Filme im Iran bei Peitschenhieben verboten waren, hatten meine Eltern sie für mich besorgt. Sie waren meine Fluchtversuche aus der Realität,

bis ich mir mit acht Jahren sagte: „Träumerei bringt nichts, du musst erwachsen werden“. Und dann stand ich mit 50 im Disneyland, sehe die Charaktere, die all diese Lieder singen. Und plötzlich stand die kleine Mehrnousch neben mir und nahm meine Hand. Das war ein Moment der Heilung.

AL: Was wünschen Sie sich für die Zukunft?

MZE: Ich wünsche mir, dass man sich in Deutschland mehr Geschichten erzählt. Ohne Geschichten verlieren wir den Zugang zu uns selbst. Geschichten helfen uns zu verstehen, wer wir sind, woher wir kommen, wohin wir wollen und wem wir Glauben schenken können.

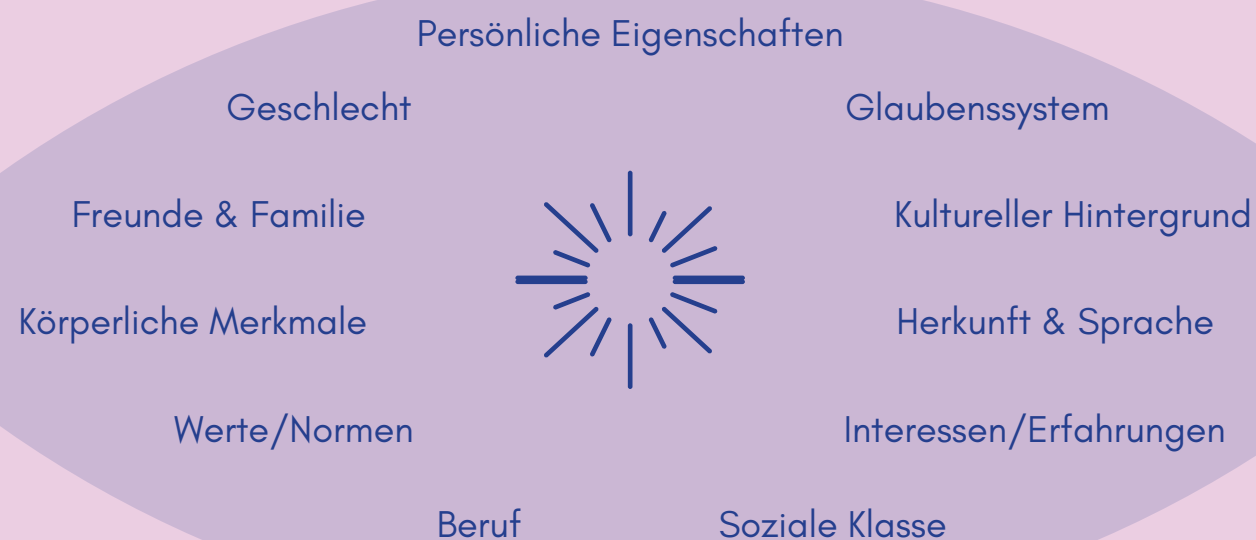
Mehr zu Mehrnousch Zaeri-Esfahani und ihren Büchern findet ihr auf Seite 21. Hier gibt es eine Rezension zu ihrem autobiografischen Roman 33 Bogen und ein Teehaus.



ICH BIN NICHT WER ICH BIN,
SONDERN WAS ICH AUS MIR
MACHE!

ICH BIN VIELE – WAS ICH IN
MIR SEHE UND WAS ANDERE IN
MIR SEHEN

DIE EIGENE IDENTITÄT ENTWICKELT SICH AUS VERSCHIEDENEN KOMPONENTEN, WIE:
MAREN SEEHUBER



ICH BIN, ZU WELCHER GRUPPE
ICH GEHÖRE UND VON WELCHER
ICH MICH ABGRENZE

ICH BIN DAS, WAS INNERLICH
BLEIBT, AUCH WENN SICH AUßEN
ALLES WANDELT

WER BIN ICH?

PATRICK SCHLIPF

“ICH TRAGE VERSCHIEDENE NAMEN.”

“ICH BIN EIN MENSCH MIT
ERINNERUNGEN, DIE MICH GEPRÄGT
HABEN UND TRÄUMEN, DIE MICH
ANTREIBEN.”

“MANCHMAL HINTER MASKEN,
MANCHMAL GANZ KLAR.”

“ICH HABE MICH MIT DER ZEIT VERÄNDERT, ABER GEWISSE
DINGE BLEIBEN IMMER EIN TEIL VON MIR.”

“ICH BIN EINZIGARTIG, ABER AUCH TEIL VON
GEMEINSCHAFTEN, DIE MICH FORMEN.”

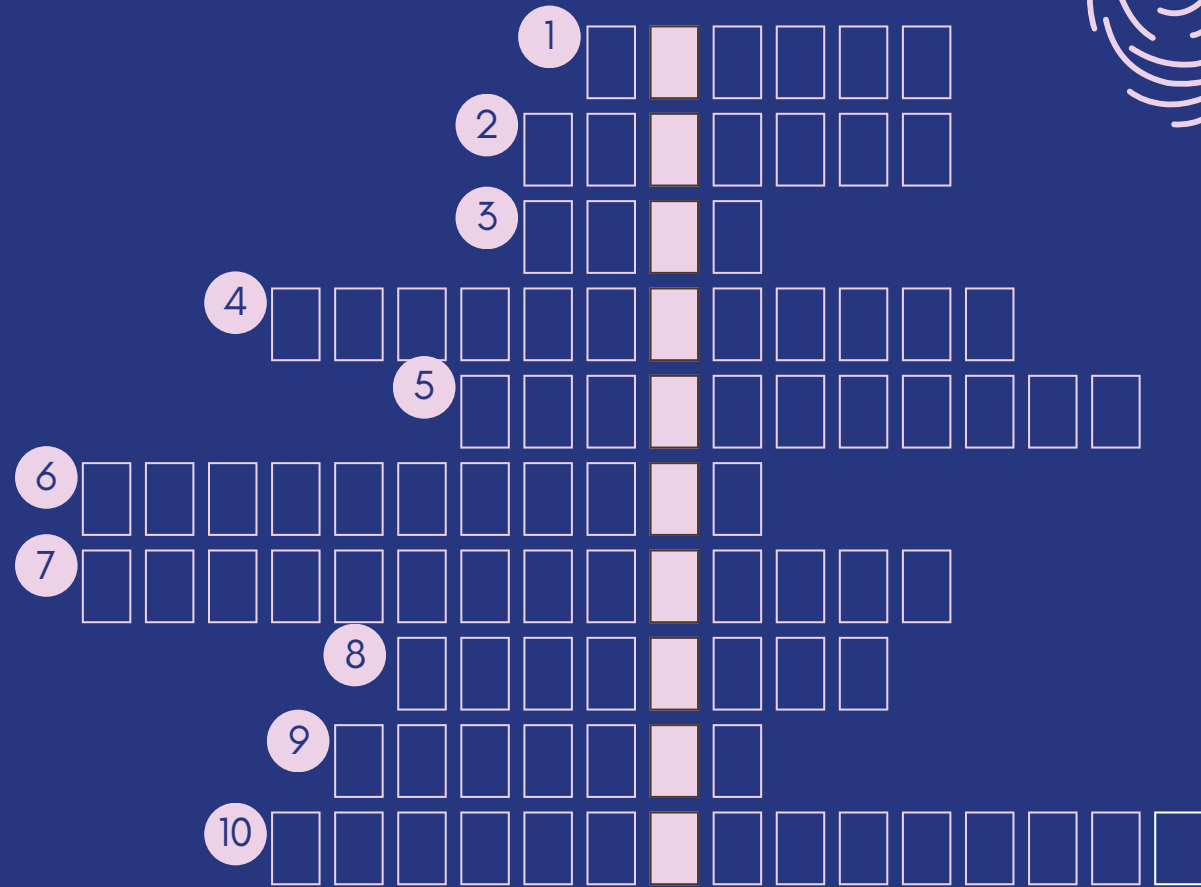
“MEINE WURZELN REICHEN TIEF, DOCH MEINE
FLÜGEL KÖNNEN WEIT TRAGEN.”

“ANDERE SEHEN MICH DURCH IHRE AUGEN,
DOCH NUR ICH KENNE DAS VOLLSTÄNDIGE BILD.”

“MAL FOLGE ICH EINEM FESTEN PLAN,
MAL FINDE ICH MEINEN EIGENEN WEG.”

KREUZWORTRÄTSEL

Zum Thema Identitäten NICOLAS MICHAELIS



1 Das digitale Abbild einer Person im virtuellen Raum.

2 Theorie über die Entwicklung der menschlichen Identität.

3 Lateinisches Wort für "dasselbe" und zugleich auch die Wurzel des Begriffs Identität.

4 Begriff der den Prozess beschreibt, bei dem sich Menschen einer bestimmten Kultur anpassen.

5 Ein Zustand, in dem man seine Entscheidungen und Vorlieben basierend auf den Erwartungen des sozialen Umfelds trifft.

6 Ein Schwellenzustand, bei dem sich eine Person in einer Phase befindet, in der sie ihre vorherige Identität hinter sich lässt, aber noch nicht vollständig eine neue angenommen hat.

7 Ein Begriff für die Art und Weise, wie sich eine Person (z.B. durch Kleidung, Sprache oder Verhalten) von anderen abhebt.

8 Die Fähigkeit sich in andere hineinzuversetzen und ihre Gefühle nachzuvollziehen.

9 Dokument, das zur Feststellung der Identität dient.

10 Eine Theorie, die besagt, dass die Entwicklung des Menschen in erster Linie durch das Erleben von Beziehungen zu anderen Menschen im frühen Kindesalter geprägt wird.





DREI FRAGEN AN FRANZ BÖHM

EIN INTERVIEW MIT DEM REGISSEUR VON *DEAR FUTURE CHILDREN* TOBIAS KERLL

Tobias Kerll: Hallo Franz, Danke dass du dir für dieses kleine Interview Zeit nimmst! Meine erste Frage bezieht sich auf den ursprünglichen Titel des Films, „Prayers do nothing“. Kannst du anhand dieses Titels von der Idee zum Projekt erzählen – und wie es sich dann zu dem entwickelt hat, was es ist? Wieso die Titeländerung?

Franz Böhm: Wir haben zu Beginn des Projekts mit Bewegungen in 11 verschiedenen Ländern Kontakt gehabt. Eine der Bewegungen hat sich damit beschäftigt, dass bei Krisen oft nur „Thought & Prayers“ geschickt werden, aber keine wirklichen Taten umgesetzt werden. Aber wie es so häufig der Fall ist, bei Dokumentarfilmen ändert sich während der Recherche und Drehzeit einiges.

Uns war es wichtig, dass wir uns auf drei Bewegungen fokussieren, die eine klare demokratische Mehrheit hinter ihren Zielen haben und unterschiedlich sind – einerseits geografisch, aber andererseits auch vom Protest-Stil, ihren Zielen und der jeweiligen politischen und gesellschaftlichen Landschaft. Und trotzdem durften wir bei diesem Projekt herausfinden, was

die Bewegungen miteinander verbindet. *Dear Future Children* ist ein direktes Zitat von Hilda, einer unserer Protagonistinnen.

TK: Die Produktion ist unglaublich kraftvoll und mutig. Mutig, wortwörtlich, haben dein Kameramann und du dich doch tatsächlich auch in die Gefahr begeben. Kannst du zusammenfassen, ob die Entscheidung dazu eine schnelle war oder doch ein Prozess – welche Abwägungen habt ihr bei der Entscheidungsfindung, den Film so direkt, wie er ist, umzusetzen, getroffen und was waren Situationen, die du bis heute als besonders herausfordernd erachtest?

FB: Dankesehr für die netten Worte! Wir wollten ein ehrliches Projekt zu den drei Protagonistinnen erschaffen. Da gehören verschiedene Momente dazu, auch das Engagement an der Frontline. Das Arbeiten an der Frontline erfordert natürlich umfassende Vorbereitungen und eine sehr hohe Konzentration. Der Kameramann Friedemann Leis und ich hatten vorher schon bei einem Projekt zusammengearbeitet, waren ein eingespieltes Team und sind mit dem richtigen Level von Re-

spekt an die Arbeit herangetreten. Auf die physischen Gefahren und die körperliche Belastung waren wir gut vorbereitet. Was uns jedoch sehr zugesetzt hat, waren fünf Todesfälle bzw. Morde, die in direkter Nähe und teilweise bei laufender Kamera passiert sind.

TK: Drittens: Habt ihr noch Kontakt zu den Protagonist*innen? Wie geht es ihnen, wie steht es um deren Anliegen, knapp vier Jahre nach Dreh und drei Jahre nach Veröffentlichung? Hilft der immense Erfolg des Films, durch Preise, Kritiker- und Publikumslob, aber auch Veröffentlichung auf Netflix, den Protagonisten bei ihrem Kampf, oder erschwert er ihn womöglich?

FB: Ich stehe in sehr engem, fast täglichem Kontakt mit den drei Protagonistinnen. Hilda führt weiterhin mit viel Engagement die *Fridays For Future*-Bewegung in Uganda an. Bei den *Clean-Up Aktionen*, beim Lake Victoria, sind inzwischen Hunderte von Menschen beteiligt. Auch Rayen geht es ganz gut in Chile, wo ja seit Filmveröffentlichung unglaublich viel passiert ist und es unter anderem einen neuen Präsidenten gibt.

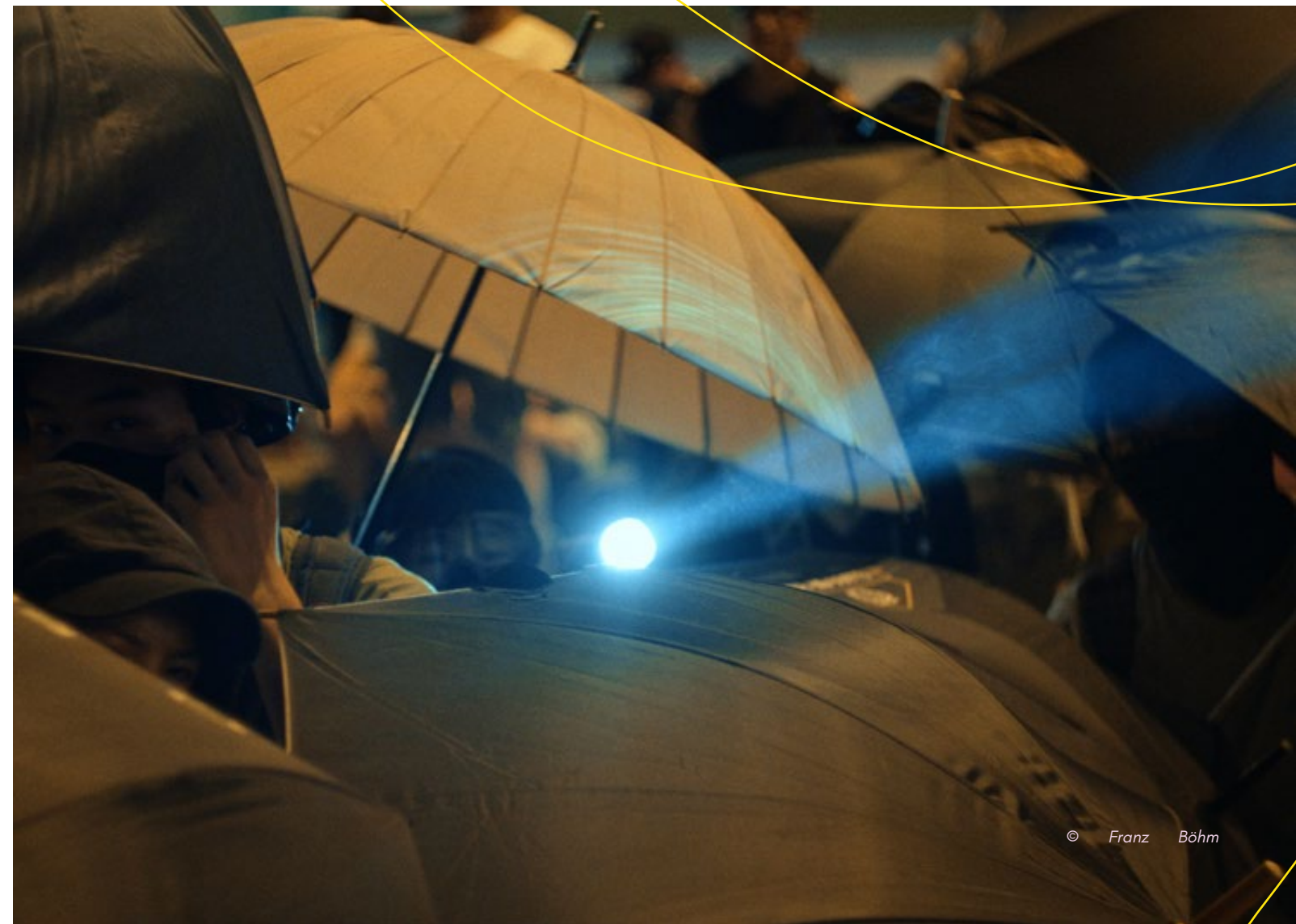
Sie ist politisch weiterhin sehr engagiert.

Pepper geht es leider nicht gut. Sie musste aus Hong Kong fliehen und lebt jetzt in einem anderen Land. Sie hat kaum Kontakt zu ihrer Heimat und ihrer Familie, fühlt sich verfolgt und hat Schwierigkeiten, Perspektiven für die Zukunft aufzubauen.

Wir haben uns über die so schöne Auswertung von *Dear Future Children* natürlich sehr gefreut aber die Auswirkungen auf die persönlichen Leben der Protagonistinnen waren limitiert.

TK: Danke für deine Offenheit, das war eine große Freude!

FB: Die Freude ist ganz meinerseits und ich finde es großartig, dass unser Film im Rahmen des tÜDOK-Festivals gezeigt wird.



DER KAMPF EINER MUTTER GEGEN DAS KARTELL

DER KAMPF VON MIRIAM RODRIGUEZ
DEAR FUTURE CHILDREN NICOLAS MICHAELIS

Im Film *Dear Future Children* stehen drei junge Frauen im Mittelpunkt, die mit unerschütterlichem Mut für Gerechtigkeit, Freiheit und Klimaschutz kämpfen. Pepper aus Hongkong riskiert ihre Freiheit, indem sie sich an vorderster Front der Proteste gegen die autoritäre chinesische Regierung engagiert. Hilda aus Uganda setzt sich in ihrem Heimatland unermüdlich für den Klimaschutz ein, während Rayen in Chile leidenschaftlich für soziale Gerechtigkeit kämpft. Doch auch in vielen anderen Ländern dieser Welt gibt es Aktivist*innen, die mit Herzblut versucht haben, bzw. immer noch versuchen, Missstände zu bekämpfen. Im Folgenden soll eine weitere, inspirierende Kämpferpersönlichkeit vorgestellt werden – die mexikanische Menschenrechtskämpferin Miriam Rodríguez. Sie ist eine Symbolfigur für den Kampf gegen Gewalt und Straflosigkeit in einem Land, das von Drogenkartellen und Korruption geplagt ist.

Miriam Rodríguez: Ein Schicksalsschlag als Auslöser für einen beispiellosen Einzelkampf gegen das Kartell

Wir schreiben den 23. Januar 2012, als in der mexikanischen Kleinstadt San Fernando die 20-jährige Karen von Mitgliedern des Kartells „Zeta“, eines der gefährlichsten und grausamsten des Landes, in ihrem Truck an

einer Kreuzung entführt wird. Zu dieser Zeit hatten viele Bars und Restaurants in der Region Tamaulipas im Nordosten Mexikos aus Angst vor Schießereien geschlossen und Massengräber waren so häufig, dass der Fund von weniger als 20 Leichen kaum eine Schlagzeile wert war. Auch wahllose Entführungen wie jene von Karen, um beispielsweise Lösegelder als Einnahmequelle zu erpressen, sind Normalität.

Trotz der Befolgung aller Anweisungen und den Zahlungen von unzähligen Lösegeldern laufen alle Versprechungen des Kartells ins Leere und Miriam Rodríguez, die Mutter von Karen, bekommt ihre Tochter nicht zurück. Auch ein Treffen mit einem Mitglied der „Zeta“ in einem Restaurant, welches sie sehr überraschend arrangieren konnte, führt nicht zum Erfolg. Der anwesende Mann behauptet, nicht an der Entführung beteiligt gewesen zu sein und verspricht Miriam, ihre Tochter zu finden. Später entpuppt er sich als einer der Entführer.

Als die am Boden zerstörte Mutter schließlich in einer Nacht, mehrere Wochen nach der letzten Zahlung, die letzte Hoffnung aufgibt ihre Tochter lebend zurückzubekommen, beginnt sie einen beispiellosen Rachezug. Miriam, inzwischen von der Wut gepackt, verspricht sich bis zu ihrem Tod,

jede Person zu verfolgen, die etwas mit dem Verschwinden ihrer Tochter zu tun hat. Angehörige berichten, dass sie von dem Tag an eine unfassbare Entschlossenheit verkörperte und wie ein völlig neuer Mensch war.

So gelingt es der Mitte 50-jährigen mit einer bemerkenswerten Zielstrebigkeit und ohne große Unterstützung der Behörden, nach und nach die Entführung ihrer Tochter auf eigene Faust aufzudecken. Sie durchforstet zunächst monatelang die sozialen Medien nach Indizien, befragt dann mögliche Zeugen, sammelt (zum Teil mit Verkleidungen und gefälschten Identitäten) Informationen aus der gesamten Region, stellt Verbindungen zu Kontaktpersonen der Kartell-Mitglieder her und beschattet diese schließlich mit einer wahnsinnigen Beharrlichkeit, um irgendwie eine Spur zu ihrer Tochter zu finden. So wartet sie teilweise tagelang in ihrem Auto bei den vermeintlichen Adressen ihrer Entführer, bis diese auftauchen – und muss dafür in Plastikbecher pinkeln.

Ihre Ermittlungen führen dazu, dass sie über mehrere Jahre mindestens zehn Kartell-Mitglieder, die an dem Tod ihrer Tochter beteiligt waren, identifiziert und aufspürt. Am 15. September 2014 gelingt Miriam der erste große Durchbruch, als ihr Sohn den Entführer, der sich mit ihr im Restaurant

getroffen hatte, in seinem Laden entdeckt. Sie verfolgt diesen und kann ihn kurze Zeit später von der Polizei festnehmen lassen. Durch die Festnahme dieses ersten Entführers kann Miriam Informationen zu einem weiteren beteiligten Kartell-Mitglied sammeln und auch diesen aufspüren. Der gerade mal 18-jährige, der möglicherweise gezwungen wurde, dem Kartell beizutreten und zum Zeitpunkt der Tat erst circa 16 Jahre alt war, ist während des Verhörs völlig aufgebrach und fragt, ob er seine Mutter sehen dürfe. Miriam entwickelt durch ihre eigene Rolle als Mutter plötzlich Mitgefühl und lässt das Verhör zur Verwunderung aller Anwesenden unterbrechen, woraufhin der Festgenommene aus Dankbarkeit Miriam schließlich zum Versteck führt, wo ihre Tochter zusammen mit unzähligen weiteren Leichen begraben wurde. Die Leiche von Karen kann zunächst allerdings in der Masse jedoch nicht gefunden werden. Nur die monatelange Beharrlichkeit von Miriam gegenüber den Behörden führt dazu, dass ihre Tochter schließlich doch identifiziert werden kann.

Doch Miriam hört nicht auf. Sie verfolgt weiterhin ihr Ziel, alle Beteiligten an der Entführung ihrer Tochter zu finden, damit diese ihre gerechte Strafe erhalten. Dazu sammelt sie zu den vermeintlichen Tätern so viele Infor-

mationen, bis sie genug Beweise hat, um sie von der Polizei festnehmen zu lassen. Ihre Waffe, die sie stets bei sich trägt, setzt sie dabei nicht ein. Als Miriam beispielsweise einen weiteren Täter, der sich als Florist an der Grenze zu den USA eine neue Identität aufbauen wollte, aufspürt, gelingt es ihr, diesen auf seiner Flucht zu packen und über eine Stunde festzuhalten, bevor er schließlich von der Polizei festgenommen wird.

Darüber hinaus gründet Miriam das „Collectivo de Desaparecidos“ (Kollektiv der Verschwundenen), um anderen Familien zu helfen, die ebenfalls geliebte Menschen an die Gewalt der Kartelle verloren hatten. Somit wird sie zur Anlaufstelle für viele Eltern, die von der Untätigkeit oder Korruption der Behörden enttäuscht waren. In der Organisation waren vor rund zehn Jahren, als der Ansturm noch besonders groß war, rund 600 betroffene Familien vertreten.

Miriam, die sich die Haare zu Beginn ihrer Ermittlungen als Verkleidung kurz geschnitten und rot gefärbt hatte, wurde durch ihre steigende Bekanntheit und Hartnäckigkeit bei der Strafverfolgung von Entführern jedoch auch zur Zielscheibe für die Kartelle. Trotz wiederholter Todesdrohungen und mangelndem Schutz durch die Behörden setzte sie ihre Arbeit fort. Angst um sich

hatte sie sowieso nicht mehr, zumal sie „an dem Tag starb, als ihre Tochter getötet wurde“. Ihr Leben fand schließlich am 10. Mai 2017 ein plötzliches Ende, als sie, ausgerechnet am mexikanischen Muttertag, vor ihrem Haus durch mehrere Schüsse von Zeta-Mitgliedern getötet wurde.

Die Geschichte von Miriam Rodríguez hat in Mexiko landesweite Aufmerksamkeit auf die Gewalt gelenkt, die durch die Drogenkartelle verursacht wurde und straflos blieb. Sie machte das Leid der Angehörigen der „Desaparecidos“ sichtbar und kritisierte die Untätigkeit der Behörden. Miriams Identität als Mutter prägte dabei ihr Handeln und ihre Geschichte zeigt, wie persönliche, soziale und kulturelle Identitäten durch Verluste und Kämpfe geformt werden. Als Mutter verwandelte sie ihren Schmerz in Engagement und schuf damit Solidarität unter Betroffenen. Ihre Transformation von der Trauernden zur Aktivistin verdeutlicht, wie Identitäten sich durch extreme Herausforderungen entwickeln können.



DIE IDENTITÄT EINER GENERATION

EIN INTERVIEW MIT DER „LETZTEN GENERATION“ DEAR FUTURE CHILDREN MAREN SEEHUBER

Menschen in orangenen Warnwesten, die für hitzige Debatten in der Gesellschaft sorgen, weil sie Straßen und Landebahnen blockieren. Die Letzte Generation – ein Name, der einer ganzen Generation eine Identität zuschreiben will, so scheint es.

Für viele Klimaaktivist*innen spielt das Thema Klimawandel eine große Rolle in deren Leben und ist Teil ihrer Identität – so auch bei Percy. Er ist 44 Jahre alt und Unterstützer der Letzten Generation (LG) in Tübingen/Reutlingen und ich wollte wissen, was es für ihn und seine Identität bedeutet, Klimaaktivist zu sein. So stellt er sich vor:

„Ich bin: Christ, Vater, Pfadfinder, Sanitäter, Erzieher, Katastrophenschützer, Verfassungsschützer und Klimakleber“. Er erzählt mir, dass er in Süddeutschland aufgewachsen ist und als Pfadfinder schon immer mit der Natur, aber auch mit dem Glauben tief verbunden gewesen sei. Ich frage ihn, inwiefern der Klimawandel seine Identität beeinflusst?

„Ziemlich stark tatsächlich. Der Klimawandel macht mir Angst. Das ist der Grund, warum ich auch aktiv bin. Wie Greta Thunberg sagt: 'unser Haus brennt' und eigentlich sollten wir in Panik geraten, aber die Menschen tun es nicht. Und ja, ich habe Angst, aber ich habe auch Hoffnung. Gerade durch den Glauben weiß ich, wir können etwas tun“, antwortet er. Zwar könne jeder im Einzelnen einen kleinen Teil dazu beitragen, aber trotzdem müsse sich etwas im Großen, also bei der Politik ändern, so Percy. Derzeit ist der Klimaaktivismus Percys Vollzeitjob und auch deswegen ein Teil von

seiner Identität. Er erläutert, dass er sich eine einjährige Auszeit von seinem Beruf als Erzieher genommen habe, um sich voll und ganz für den Klimaschutz zu engagieren.

„Jetzt all in. Für ein Jahr kann ich es mir leisten und danach muss ich dann halt wieder arbeiten, um mich zu finanzieren. Aber wenn es Menschen gibt, die den Klimawandel Vollzeit zerstören, können wir nicht versuchen, den Klimawandel ehrenamtlich zu retten“, zitiert Percy den Wissenschaftsjournalist Eckart von Hirschhausen.

Percys aktuelle Aufgabe in der LG ist die bundesweite Vernetzung mit anderen Protestgruppierungen, Bildungseinrichtungen und vor allem mit den Kirchen. Zusammen mit Letzteren organisiert er Klimanachtgebete und nutzt deren Räumlichkeiten für Treffen, Vorträge und Trainings. Außerdem knüpft er über die Kirchen auch Verbindungen zu Politik und anderen Gemeinden.

„Die Vernetzung mit der Kirche wird immer besser. Die Kirche stellt nach und nach fest, dass sie eine höhere und größere Verantwortung hat“, sagt Percy mit Freude. Dies zeigt auch das Interesse von Landesbischof Gohl, der schon einen Aktivisten aus der Waldbesetzung im Vollzug besucht hat.

„Support, Seelsorge und Begleitung bei Prozessen“, das schätzt Percy selbst sehr, denn auch er wurde bei jedem juristischen Prozess bisher von mindestens einem Pfarrer oder einer Pfarrerin begleitet.

Aus Percys Sicht hat sich die Protestform verändert. „Das ursprüngliche 'Wir sitzen

auf der Straße und kleben uns fest' ist jetzt zu größeren, ungehorsamen Versammlungen geworden, wo wir mit hunderten Menschen dann auch auf die Straße gehen.“

Auf seinem Instagram-Kanal nehmen Aufrufe zu Protesten oder Bilder von Demos den meisten Platz ein. Fast täglich postet er mindestens eine Story zum Thema Klimaschutz. Den ersten Schritt zum Klimaaktivismus hat Percy gemeinsam mit seinem Sohn über die Fridays-For-Future-Bewegung gemacht. Ein Schlüsselereignis für die Solidarisierung mit der LG war für Percy das schwere Unglück in Berlin, bei dem eine Fahrradfahrerin bei einem Protest von einem LKW überrollt und tödlich verletzt wurde. Die Öffentlichkeit gab den Klimaaktivist*innen die Schuld dafür. Als Katastrophenschützer und ehrenamtlicher Sanitäter in Berlin wurde Percy auf den Fall aufmerksam und kam bei seiner Unfall-Recherche zu dem Ergebnis, dass er die mediale Hetze auf die Letzte Generation in diesem Fall nicht weiter hinnehmen kann.

Der gemeinsame Kampf fürs Klima schweißt zusammen. Nicht nur ihn und seinen Sohn, mit dem er bereits Demos besucht und manche auch als Sanitäter abgesichert hat. Percy spricht von einer richtigen Community von Klimaaktivist*innen:

„Es ist eine Gemeinschaft, die sich unterstützt. Es gibt verschiedene Bereiche: Mit auf der Straße sein, von der Seite supporten, es gibt eine Küche für alle, wo gemeinsam gekocht wird. Wenn ich in Deutschland unterwegs bin, kann ich, egal wo, immer irgendwo unterkommen,

weil wir auch da schon die Verbindungen haben und uns gegenseitig auffangen.“

Andererseits erfährt Percy auch Gegenwind zu seiner Haltung und seinen Handlungen. Das schreckt ihn aber nicht ab: „Wir müssen stören. Wir müssen bisschen mehr machen als nur Demos, damit das in die Medien kommt und Druck ausübt, dass was passiert. Es muss Menschen aufrütteln, denn es wird tatsächlich immer wieder geleugnet, dass wir einen menschengemachten Klimawandel haben.“

Dabei kommen die Aktivist*innen häufig in Konflikt mit der Staatsgewalt. Laut Percy oft zu Unrecht, denn die LG bilde sich auch im Rechtswesen fort und kenne ihre Rechte.

„Ja, ich werde verurteilt. Aber die Frage ist: Warum tun wir die Sache.“

Percy vergleicht: „Als Rettungssanitäter begehe ich auch Körperverletzung, wenn ich eine Nadel setze, trotzdem ist es in diesem Moment notwendig, um zu helfen. Beim Klimawandel handelt es sich auch um einen Notstand, bei dem sogar mehr als nur eine Person betroffen ist.“ Daher wägt er bei jeder Aktion ab, wie weit er gehen kann, um das Verhalten mit dem Notstand der Welt zu rechtfertigen. Bisher musste er bereits eine Geldstrafe von 4.500 EUR

zahlen, aber er kommentiert dies gelassen:

„Ich empfinde das tatsächlich nicht als schlimm. Es ist Geld. Für mich ist es schlimm, wenn Menschen sterben, und das lässt sich nicht mit Geld aufwiegen“. Zweimal war er außerdem schon für eine Nacht in Präventionshaft. Solange er die Kraft habe, wolle er aber weitermachen.

Percy meint: „Proteste gab es schon immer, nur haben wir nicht mehr die Zeit, unser Ziel irgendwann in ein paar Jahren durchzusetzen.“ Daher auch der vollständige Name „Letzte Generation vor den Kippunkten“. Ursprünglich wurde der Name von Barack Obama geprägt, der 2014 twitterte: "We are the first generation to feel the effect of climate change and the last generation who can do something about it."

Percy sieht sich als Teil dieser Letzten Generation und wünscht sich, dass sich mehr Menschen für den Klimaschutz einsetzen und ein gesamtgesellschaftlicher Wandel stattfindet:

„Wir sind immer gesprächsbereit. Man kann uns von der Straße holen, indem wir versuchen, gemeinsam etwas zu verändern. Wenn wir irgendwo sitzen, dann müssen sich Menschen mit uns beschäftigen. Manche Menschen sind dann auch sauer, weil ihr

Alltag dann gestört wird. Das kann ich auch verstehen, aber wenn sie verstehen, warum wir das tun, kommt auch viel mehr Verständnis dafür. Darum tun wir das immer wieder.“





© FILMPERLEN

HINTER V WIR WAREN KUMPEL

EIN INTERVIEW MIT DEN REGISSEUREN VON WIR WAREN KUMPEL HANNAH KRÄMER

Hannah Krämer: Welche Aufgaben kommen bei einem Film auf die Regie zu?

Jonas Matauschek: Das sind so viele... Beim Dokfilm hast du ein kleines Team und die Sachen verschwimmen stark. Bei uns ist alles von der Idee bis zum letzten Schnitt in unserer künstlerischen Hand.

Christian Johannes Koch: Bei so einem Dokfilm sprechen wir von einem Zeitraum von acht Jahren. Vor acht Jahren war ich zum ersten Mal vor Ort. Da hat man noch lange nicht gedreht, aber man ist von der ersten Idee, der ersten Recherche an mit dabei.

HK: Sind acht Jahre eine normale Projektlänge für einen Dokumentarfilm?

CJK: Das würde ich so nicht unbedingt sagen. Vor acht Jahren hatten wir den Erstkontakt. Letztendlich haben wir 2017 begonnen, richtig zu recherchieren. Wir haben im Februar 2018 unseren ersten Drehtag gehabt und wussten von Anfang an, dass das ein Projekt mit einem längeren Zeitraum sein wird, weil es einerseits darum geht, den Moment einzufangen und andererseits uns sehr interessiert hat, wie sich unsere Protagonist*innen über die Zeit entwickeln. Zumal wir auch den Abbruch der Zeche und die Veränderung des Ortes mitverfolgen wollten.

HK: Wie kam es zu dem Film und wann wusstet ihr, die Idee möchte ich verfolgen?

JM: Ich glaube, das Besondere war, dass

wir loslegen mussten, ohne genau zu wissen, was passiert, weil die Uhr getickt hat. Es war klar, der Laden läuft jetzt vielleicht offiziell noch ein Jahr, aber wie lange wer noch da ist, war unklar. Wir mussten vor allem vom Kohleabbau Filmmaterial sichern, denn es war klar, das kriegen wir nie wieder. Deswegen hat sich der Film erst im Machen ergeben. Klar war aber, dass die Menschen uns am meisten faszinierten.

HK: Wie seid ihr auf die Protagonist*innen gekommen? Hattet ihr andere im Kopf?

CJK: Wenn man das erste Mal da ist, hat man keine Ahnung. Ich weiß noch, als ich zum ersten Mal dort war, habe ich Tommy gesehen. Aber man begegnet an so einem Ort den Leuten einfach. Am Anfang hatten wir ein paar mehr Protagonist*innen, von denen wir dachten, ein Teilaspekt ihrer Geschichte könnte dem Ganzen noch was hinzufügen. Dann war es aber relativ schnell klar, dass wir uns auf die fünf fokussieren.

JM: Ja, ich glaube fünf sind, muss man dazusagen, auch schon viel. Wir haben uns im Schnitt immer wieder gefragt, ob wir noch jemanden rausnehmen, weil man diesen Spagat schaffen musste.

CJK: Wir hatten zum Beispiel dann strukturelle Probleme mit Martina. Sie war bei der ersten Begegnung 2017 noch im Bergbau, aber als wir begonnen haben zu drehen, war sie schon im Salzabbau. Das heißt, wir mussten in der Narration irgendwie eine Brücke schlagen und das war nicht einfach.

HK: War die Zusammenarbeit von Protagonist*in zu Protagonist*in unterschiedlich?

CJK: Ja, natürlich. Wir haben zu allen in irgendeiner Form über die Jahre eine Freundschaft aufgebaut. Wir haben uns während des Dreh's irgendwann die Kontaktpflege ein bisschen aufgeteilt. Diese Prozesse haben wegen Corona länger gedauert. Kurz stand der Film schon ein bisschen auf der Kippe. Dann haben wir unterschiedliche Strategien entwickelt, um trotzdem an dem Leben unserer Protagonist*innen teilzunehmen. Zum Beispiel hat Kiri da begonnen, uns seine Tagebuchaufzeichnungen zu schicken.

HK: Thema Herausforderungen und Drehbedingungen unter der Erde. Ihr durftet im Bergbau nur mit einer bestimmten Kamera arbeiten. War das aufregend?

JM: Da müssten wir unseren Kameramann Sebastian fragen, aber ich bin mir relativ sicher, dass er sagen würde, es hat nur genervt. Du kannst keine elektronischen Geräte mit runternehmen. Und dann gibt es diese veraltete, vom Bergbauamt zugelassene Kamera. Was ich schwieriger fand war, dass wir immer einen Trott von Beobachter*innen um uns hatten, weil das ein Großbetrieb ist und es ist nicht so easy, da zu drehen.

HK: "Identitäten" ist das tDok-Thema und im Film geht es nicht nur um Berufsidentität, sondern z.B. um Geschlechts- und kulturelle Identität. Wie seid ihr da vorgegangen?

CJK: Beim Filmen haben wir einerseits in

der Zeche gemerkt, hier sind Menschen, die sich ganz stark mit dem Beruf identifizieren, nicht nur mit der Tätigkeit, sondern mit allem, was dranhängt. Das sind natürlich zum Teil Geschichten, die man auch sehr kritisch betrachten kann und die ein Männerbild reproduzieren, das ziemlich aus der Zeit gefallen ist. Wir haben aber auch gemerkt, dass die Menschen, sobald sie dieses Habitat verlassen, zum Teil ganz anders sind. Das Performative fanden wir interessant.

HK: Habt ihr den Verlust der Berufsidentität am Set wahrgenommen?

JM: Ich glaube, dass alle ganz unter-

schiedlich damit umgegangen sind. Langer zum Beispiel war einfach sauer. Eigentlich hat er den Beruf, glaube ich, bis zu einem gewissen Punkt mit Überzeugung gemacht. Da ging es nicht so sehr um Geld, sondern da geht es, glaube ich, um Anerkennung. Deswegen hat er dann nahtlos den Busfahrerjob angenommen und ist wahrscheinlich der überzeugteste Busfahrer Deutschlands. Locke dagegen hatte gar keine Lust mehr zu arbeiten.

CJK: Ja, aber auch das war ein Weg. Gleich nachdem alles vorbei war, war schon der Bergmannsstolz noch da. Ich glaube, mit der Zeit kam der Gedanke, ich

habe mich kaputt gemacht und geschuftet, jetzt will ich das Leben anders genießen.

HK: Viele Szenen sind emotional und intim. Wie habt ihr es geschafft so nah an die Protagonist*innen ranzukommen?

JM: Die Grundvoraussetzungen bei dokumentarischen Arbeiten, wenn man mit Menschen arbeitet, ist das Vertrauen und das entsteht über lange Zeit und oft auch ohne Kamera. Insofern haben wir die Protagonist*innen erstmal auf der Arbeit begleitet und schrittweise konnten wir dann ins Privatleben eintauchen. Uns war klar, wir wollen diese Nähe im Film haben.

Und wir haben Vieles einfach ausprobiert.

HK: Ist es schwierig, bei emotionalen Szenen in der beobachtenden Rolle zu bleiben?

CJK: Ich weiß nicht, ob es beim Drehen so schwerfällt, weil, wie gesagt, wir kennen alle sehr gut und das Vertrauensverhältnis war da. Das ist über die Jahre gewachsen. Gewisse Aufnahmen wären nie möglich gewesen zu Beginn, aber wir haben so viel Zeit in diesen Wohnungen, in diesen Leben verbracht. Und wir drehen ja nur Dinge, die für unsere Protagonist*innen normal sind. Zum Beispiel die Dynamik zwischen Locke und seiner Familie. Wir waren so oft dabei, als es Streit gab. Irgendwann ist es auch egal, wenn die Kamera dabei ist.

JM: Aber zum Beispiel gerade Martina wollte uns erst gar nicht in die Wohnung lassen. Ich schätze, das hat sicher ein, zwei Jahre gedauert, bis das dann okay war.

HK: Hattet ihr da einen Plan B, falls das nicht funktioniert hätte?

JM: Ich glaube, wir haben halt immer mehr abgetastet. Es gibt natürlich unterschiedliche Interessenskonflikte, weil wir eine Vorstellung davon haben, was gut für einen Film ist und es gibt aber auch die persönlichen Grenzen der Protagonist*innen, die man einhalten muss.

CJK: Und gleichzeitig ist es aber auch so, dass wir ganz viel, was wir drehen wollten, nicht drehen konnten. Teils auch wegen Corona.

JM: Kurz etwas zur Arzt-Szene mit Kiri. Es ist im Nachhinein fast ein Wunder, dass wir zu der Zeit im Krankenhaus drehen konnten. Das ging nur, weil der Arzt selbst ein Kinoliebhaber war, der das cool fand.

HK: Wie unterscheidet sich der Drehprozess beim Dokfilm im Vergleich zum Spielfilm?

CJK: Das ist schon sehr anders. Viele Leute haben aber das Gefühl, dass man beim Dokumentarfilm mit der Kamera wohin geht und genau das, was passiert, dreht, und das ist eine Illusion. Das muss man einfach ganz klar mal festhalten. Wir haben unterschiedliche Strategien entwickelt, wie wir nicht inszenieren, aber arrangieren. Da wir unsere Protagonist*innen sehr gut kennen, wussten wir, es gibt Situationen in ihrem Leben, die zum Beispiel eine gewisse Beziehungsdynamik widerspiegeln, sich aber nicht einfach per Zufall filmen lassen. So muss man immer mal wieder beim Dokumentarfilm eingreifen.

HK: Habt ihr noch Kontakt zu allen?

Beide: Ja.

JM: Langer hat aufgehört zu rauchen. Das ist die neuste Info. Vor ein paar Tagen hat er uns ein Video geschickt.

CJK: Wir haben seit 2018 einen Chat mit Locke und Langer und das ist schon ein Archiv. Es ist fast schon ein neuer Film.

HK: Arbeitet ihr im Moment an einem weiteren gemeinsamen Film?

JM: Leider nicht. Wir hatten eigentlich letztes Jahr begonnen zu recherchieren und dann kam viel dazwischen.

HK: Zum Abschluss: Ab wann wusstet ihr, dass der Film ein Erfolg wird und warum sollte man ihn sehen?

JM: Ich fand es einen Erfolg, als wir den Film in Ibbenbüren gezeigt haben und gespürt haben, wie gut er ankommt. Das fand ich eigentlich die größte Belohnung und natürlich, dass die Protagonist*innen auch da waren. Zum Beispiel Thomas und seine Mutter, die haben ihn da das erste Mal im Kino gesehen und die fanden es einfach super. Thomas wurde danach immer auf dem Markt begrüßt. Das fand ich total toll.

CJK: Und wieso man den Film sehen sollte... Der Film erzählt uns etwas, was uns allen früher oder später im Leben begegnet. Wir sind alle früher oder später mit der Frage konfrontiert – was jetzt? Auch wenn man nichts mit dem Bergbau zu tun hat, reflektieren unsere letzten Kumpel diese Fragen auf eine mal poetische, mal sehr lustige Art und Weise.

ARBEIT, IDENTITÄT, SINN

WIE DER JOB UNSER SELBSTVERSTÄNDNIS PRÄGT *WIR WAREN KUMPEL* FABIAN DONATH

Unsere Arbeit macht einen großen Teil unseres Lebens aus. Sie dient dabei nicht nur dem Broterwerb, sondern gibt uns Struktur, Gemeinschaft und eine Aufgabe im Alltag. Doch immer mehr Menschen hinterfragen, wie stark uns der Job prägen sollte und ob wir ihm zu viel opfern.

Der Film *Wir waren Kumpel* greift diese Fragen auf und zeigt auf bewegende Art und Weise, wie der Beruf der Bergleute ihr Leben und die eigene Identität prägt. Trotz der harten Arbeitsbedingungen bot ihnen der Job über viele Jahre Kameradschaft, Struktur und ein zweites Zuhause – bis die Schließung der Zeche alles veränderte. Dabei regt der Film dazu an, unser eigenes Verhältnis zur Arbeit zu hinterfragen und über unsere Prioritäten im Leben zu reflektieren: *Welchen Einfluss hat unser Beruf auf unsere Identität? Sollten wir leben, um zu arbeiten oder arbeiten, um zu leben?*

Historisch wurden Berufe meist nicht nur als eine Arbeit, sondern als vorgegebene Lebensaufgabe verstanden. Eng verbunden mit der sozialen Stellung und dem Streben nach mehr Wohlstand bestimmte der Beruf das komplette Dasein. Für Fragen der Sinnhaftigkeit blieb dabei keine Zeit. Leben hieß arbeiten und arbeiten hieß Leben. Obwohl sich dies in der Neuzeit deutlich entschärft hat, nimmt der Be-

ruf durch seine identitätsstiftende Funktion immer noch eine herausragende Rolle ein.

So beeinflusst der Beruf unsere Identität

Dies beginnt schon bei der Berufswahl an sich, welche für viele Menschen eng mit ihrer Identität verknüpft ist. Sie dient nicht nur dazu, den eigenen Fähigkeiten und Interessen nachzugehen, sondern prägt, wie wir uns selbst wahrnehmen. Ein Beruf kann damit tief in uns verwurzelte Werte oder Ziele verkörpern.

Der eigene Beruf beeinflusst zudem häufig das persönliche Selbstbewusstsein. Er ermöglicht es, unsere Fähigkeiten unter Beweis zu stellen, Erfolge zu erleben und dafür Anerkennung zu erhalten. Dieses Selbstwertgefühl kann jedoch fragil und stark von äußerer Bestätigung abhängig sein. Denn wenn die Grundlage unseres Selbstbewusstseins nicht aus uns selbst kommt, sondern hauptsächlich an äußere Faktoren geknüpft ist, geraten wir in eine mögliche Abhängigkeit. In einem solchen Fall empfinden wir zu wenig Stolz darüber, WER WIR SIND, und zu viel dafür, WAS WIR LEISTEN. Sobald diese Leistungsfähigkeit – etwa durch Krankheit – eingeschränkt ist, leidet häufig auch das Selbstbewusstsein. Ohne die innere Stabilität, die aus einem unabhängigen Selbstbewusstsein hervor-

geht, kann es ziemlich schwer sein, mit solchen Rückschlägen umzugehen. Innere Quellen des Selbstbewusstseins können beispielsweise der Stolz auf persönliche Werte, den eigenen Charakter, Authentizität oder die Fähigkeit zur Empathie sein. Auch Prestige und gesellschaftlicher Status eines Berufs haben einen Einfluss auf unsere Identität. Die externe Anerkennung, welche bestimmten Berufsgruppen zuteilwird, vermittelt dabei das Gefühl von Wertschätzung. Diese ist grundsätzlich erstmal nichts Negatives, schließlich drückt sie Respekt vor oder Dankbarkeit für die Ausübung eines Berufs aus. Doch auch hier besteht das Risiko, dass sie eine zu starke Identifikation mit den eigenen externen Leistungen begünstigt, wodurch das Selbstbewusstsein wieder von äußeren Faktoren abhängig ist.

Wenn sich diese äußeren Faktoren nun ändern, sei es durch Jobverlust, Krankheit oder anderweitige Gründe, geraten Menschen, die sich zu stark mit ihrem Job identifizieren, häufig in eine persönliche Krise. Sie werden mitunter geplagt von Zweifeln des Selbstwertgefühls. Zusätzlich belastet oft der Verlust des sozialen Status, der mit dem Beruf verbunden war. Trotzdem ist eine gewisse Prägung der Identität durch den Beruf vollkommen normal und menschlich. Bei Betrachtung der Lebenszeit, die wir unserem Job widmen, ist dies auch

nicht weiter verwunderlich. Problematisch werden kann es jedoch, wenn diese Verbindung so stark ist, dass unsere Identität und unser Selbstwert zum überwiegenden Anteil von der beruflichen Rolle anhängig sind.

Gesellschaftliche Strukturen und neue Perspektiven

Bei Betrachtung der möglichen Folgen einer zu starken Identifikation mit dem eigenen Job stellt sich die Frage, warum entsprechende Strukturen so tief in unserer Gesellschaft verankert sind. Eine mögliche Antwort darauf ist die kapitalistische und gesellschaftliche Funktion der Berufsidentität: Sie dient einerseits als Garant für eine starke wirtschaftliche Produktivität und damit für materiellen Wohlstand. Andererseits fördert sie die gesellschaftliche Stabilität (z.B. durch einen gut funktionierenden Dienstleistungssektor). Eine Identifikation mit dem eigenen Job unterstützt beide Funktionen, indem wir stärker zu persönlicher Leistung im Beruf animiert werden.

Jedoch wird die gesellschaftlich so tief verankerte Verbindung zwischen Arbeit, Identität und Status immer häufiger hinterfragt – besonders von der jüngeren Generation. Bewegungen, die sich auf Sinnhaftigkeit, Work-Life-Balance und persönliche Erfüllung konzentrieren, gewinnen

zunehmend an Bedeutung. Im Gegensatz zu vielen früheren Generationen ist man als junger Mensch in der privilegierten Position, sich die Frage stellen zu können, welche Rolle Arbeit in unserem Leben einnehmen soll. Dies hängt besonders mit wachsendem Wohlstand und einem individuelleren Werteverständnis zusammen.

Viele (junge) Menschen identifizieren sich schwächer mit ihrem Beruf, indem sie ihre Selbstverwirklichung weniger in der Arbeit suchen. Stattdessen finden sie häufig Erfüllung in bedeutsamen Beziehungen, Hobbys, Engagement und anderen Lebensbereichen. Es rücken also alternative Lebensentwürfe in den Mittelpunkt, die auf individuelle Zufriedenheit und Lebensqualität ausgerichtet sind. Um diesen Aspekten mehr Raum zu geben, hat auch die Bereitschaft zu langen Arbeitszeiten abgenommen. Gleichzeitig wird von einem Job erwartet, dass er sinnstiftend ist, etwa indem er einen gesellschaftlichen Beitrag leistet. Diese Entwicklung markiert ein grundsätzliches Umdenken, das den Stellenwert der Arbeit in der persönlichen und gesellschaftlichen Identität nachhaltig reformiert.

Fazit: Balance finden

Trotz aller Kritik: Für viele Menschen steht der Job im Mittelpunkt ihres Lebens, da er dem

Alltag eine klare Struktur verleiht und als Anker dient. Er gibt dem Leben eine gewisse Orientierung. Außerdem können soziale Interaktion und das starke Gefühl von Gemeinschaft am Arbeitsplatz für Menschen ein wichtiger Faktor sein. Und wenn der eigene Beruf eine Leidenschaft ist, die mit den persönlichen Werten und Zielen übereinstimmt, kann eine Identifikation damit auch eine Quelle von Sinn und Zufriedenheit sein. Daher ist es immer eine individuelle Frage, ob man eher arbeiten will, um zu leben oder leben, um zu arbeiten. Die Antwort liegt meist irgendwo dazwischen. Es gilt, den Beruf und das persönliche Glück in Einklang zu bringen. Wer diese Balance findet, schafft Raum für ein erfüllendes Leben.

Auch in *Wir waren Kumpel* spielt die Frage nach dieser Balance eine große Rolle. Mit der Schließung der Zeche verliert der ehemalige Bergarbeiter Locke nicht nur seinen Job, sondern auch einen Teil seiner Identität. Inmitten der Stille, die die jahrelange Routine unter Tage ersetzt, blickt er auf die Vergangenheit zurück: „Mein ganzes Leben bestand aus Arbeit – da gab es nicht viel Zeit für Sinn-Fragen.“



QUEERE IDENTITÄTEN IN ARBEITSMILIEUS

MOYA SCHILLER VOM QUEEREN ZENTRUM WIR WAREN KUMPEL

„Ich war eigentlich schon immer 'ne Frau“. Der Dokumentarfilm *Wir waren Kumpel* bietet einen Blick auf die letzten Atemzüge des Steinkohletagebaus in Deutschland, der anders ist – und extrem erfrischend. Hier wird das Publikum mit den eigenen Vorurteilen sowie der Frage nach deren Richtigkeit konfrontiert. So thematisiert der Film auch die Geschichte von Martina, der einzigen Trans*Frau, die jemals im deutschen Steinkohletagebau gearbeitet hat und von der das Zitat zu Beginn des Textes stammt. Aus diesem Grund haben wir uns mit Moya Schiller vom *Queeren Zentrum Tübingen (QZT)* zusammengesetzt, um über die Lebensrealität queerer Menschen in traditionell geprägten Berufsfeldern zu sprechen. Moya ist beim QZT Mitglied des Öffentlichkeits- und Finanzausschusses und bietet uns einen weitreichenden Einblick in die Szene.

Unsichtbare Präsenz: Queere Menschen in konservativen Berufsfeldern

„Queere Menschen gibt es überall, auch in Arbeitsfeldern, die auf den ersten Blick als traditionell und konservativ gelten,“ betont Moya Schiller. Doch in diesen Mi-

lieus entscheiden sich viele, ihre Identität aus Selbstschutz zu verbergen. Die Gründe dafür sind vielschichtig. Einerseits gibt es die Angst vor direkter Ablehnung oder sogar Diskriminierung durch Kolleg*innen und Vorgesetzte. Andererseits wirken subtile Mechanismen der Ausgrenzung etwa, wenn queere Menschen in alltäglichen Gesprächen oder beruflichen Entscheidungen nicht berücksichtigt werden.

„Das Problem ist, dass in vielen dieser Bereiche ein heteronormativer Standard als gegeben angesehen wird,“ erklärt Moya. Das bedeutet, dass das Arbeitsumfeld von cis-heterosexuellen Vorstellungen geprägt ist und Abweichungen von diesem Bild als ungewöhnlich oder störend wahrgenommen werden. „Das führt dazu, dass queere Menschen oft versuchen, so wenig wie möglich aufzufallen. Sie halten sich im Hintergrund, gehen im Team unter – und fühlen sich dabei häufig isoliert.“ Diese Isolation verstärkt sich, wenn es keine sichtbaren Unterstützungsnetzwerke gibt. Ohne Ansprechpartner*innen oder Vorbilder innerhalb des eigenen Berufsfeldes fehlt vielen queeren Menschen die

Möglichkeit, sich über ihre spezifischen Herausforderungen auszutauschen. „Das führt dazu, dass sie nicht nur mit ihrer Identität ringen, sondern auch den Anschluss an ihre Community verlieren können,“ so Moya.

Wie wir Arbeitsplätze offener machen können

Doch was können Unternehmen und Teams tun, um queere Menschen zu unterstützen? Moya Schiller betont die Bedeutung von proaktiven Maßnahmen: „Es reicht nicht, queerfeindliche Aussagen einfach hinzunehmen. Schon kleine Gesten, wie das klare Positionieren gegen diskriminierendes Verhalten, können für queere Menschen einen großen Unterschied machen.“ Ein Arbeitsplatz, an dem Queerfeindlichkeit nicht toleriert wird, signalisiert auch anderen Kolleg*innen, dass Vielfalt willkommen ist. „Ihr wisst nie, welche queeren Menschen gerade im Raum sind und still beobachten, wie ihr mit problematischen Aussagen umgeht,“ erklärt Moya. „Schon eure Haltung kann bewirken, dass sich diese Menschen sicherer fühlen.“ Dabei gehe es nicht darum, auf Perfektion zu drängen. „Wir werden nie alle Arbeits-

plätze völlig frei von Diskriminierung machen können – das wäre unrealistisch. Aber wir können jeden einzelnen Arbeitsplatz Stück für Stück sicherer gestalten, indem wir im Alltag aufmerksam sind und uns für andere einsetzen,“ betont Moya Schiller. Dieser Ansatz sei nicht nur auf Queerfeindlichkeit begrenzt, sondern müsse auch für andere Formen von Diskriminierung, wie Rassismus oder Ableismus, gelten.

Herausforderungen im Berufsalltag

Queeren Menschen begegnen im Berufsalltag noch immer spezifische Barrieren – be-

sonders in konservativ geprägten Arbeitsumfeldern, in denen noch eher traditionelle Wertvorstellungen herrschen. „Es gibt oft ungeschriebene Regeln, wie man sich zu verhalten hat,“ erklärt Moya. „Von queeren Menschen wird dann erwartet, sich in diese Regeln einzufügen, selbst wenn sie ihre Identität unterdrücken müssen.“

Ein Beispiel aus dem Alltag: Die Frage nach dem Wochenende. Während heterosexuelle Kolleg*innen bedenkenlos von ihrer Familie oder ihrem Partner erzählen, riskierten queere Menschen oft unangenehme Nachfragen

oder gar abwertende Kommentare, wenn sie offen über ihr Privatleben sprechen. „Das führt dazu, dass viele queere Menschen lieber schweigen oder Geschichten erfinden, um nicht aufzufallen,“ meint Moya. „Wenn wir wahrheitsgemäß erzählen, dass wir zum Beispiel auf einer Kink-Party mit verschiedenen Partnerpersonen waren oder uns die Pride-Flagge tätowieren lassen, wird uns etwa vorgeworfen, unsere Antwort nicht professionell genug getätigt oder politisch aufgeladen zu haben. Solche Situationen mögen trivial erscheinen, doch sie summieren sich und tragen zur Isolation bei.“

Noch gravierender wird es, wenn queere Menschen aktiv benachteiligt werden. Moya berichtet von Fällen, in denen Bewerbungen abgelehnt wurden, weil Unternehmen Angst hatten, dass queere Identitäten Kund*innen abschrecken könnten. „Niemand wird abgelehnt, weil man zu cis, zu hetero oder zu weiß ist. Aber zu queer zu sein, ist oft ein Problem.“

Das Coming-out am Arbeitsplatz

„Ein Coming-out am Arbeitsplatz ist kein einmaliges Ereignis,“ betont Moya Schiller. „Es passiert immer wieder: vor neuen Kolleg*innen, neuen Teams, bei neuen Projekten.“ Diese wiederkehrenden Coming-outs sind oft mit Stress und Unsicherheit verbunden, da queere Menschen nie wissen, wie ihr Umfeld reagieren wird. „Unsere Identitäten sind oft fluide. Sprache und Begriffe, mit denen wir uns beschreiben, verändern sich im Laufe der Zeit,“ erklärt Moya. „Das bedeutet, dass queere Menschen immer wieder gezwungen sind, sich zu erklären – und damit die Möglichkeit schaffen, dass andere verletzend reagieren.“

Netzwerke als Rettungsanker

Die Bedeutung von Netzwerken und queeren Organisationen kann in solchen Kontexten kaum überschätzt werden. „Sie bieten nicht nur emotionale Unterstützung, sondern auch eine Plattform, um sich mit Gleichgesinn-



© Moya Schiller

ten auszutauschen und sich gegenseitig zu stärken,“ so Moya Schiller abschließend. Solche Netzwerke helfen queeren Menschen, sich weniger allein zu fühlen und Visionen für eine inklusivere Zukunft zu entwickeln.

Die Rolle von Filmen wie *Wir waren Kumpel*

Filme wie *Wir waren Kumpel* tragen dazu bei, queere Menschen sichtbarer zu machen. „Solche Geschichten sind wichtig, um unsere Existenz weniger überraschend wirken zu lassen,“ sagt Moya. „Sie zeigen, dass wir Teil aller Lebensbereiche sind – auch in Berufen, in denen man uns vielleicht nicht erwartet.“ Dabei geht es nicht darum, ein idealisiertes Bild zu zeichnen. „Queere Menschen

sind genauso vielfältig wie alle anderen. Wir haben Stärken und Schwächen, handeln manchmal bewundernswert, manchmal auch fehlerhaft. Genau diese Komplexität sollte in den Medien abgebildet werden.“

Ein Schritt in Richtung Akzeptanz.

Das Interview mit Moya Schiller verdeutlicht, wie wichtig Sichtbarkeit und Solidarität für die queere Community sind. Arbeitsplätze können Orte der Unterstützung oder der Ausgrenzung sein. Filme wie *Wir waren Kumpel* leisten einen wichtigen Beitrag, um queere Identitäten als selbstverständlichen Teil unserer Gesellschaft zu zeigen – und damit den Weg für eine vielfältigere und gerechtere Zukunft zu ebnen.

KLEIDER MACHEN LEUTE

"Mode ist für mich mehr als nur etwas zum Anziehen. Es ist Ausdruck meiner Tagesform, meiner Mood. Das schöne ist, dass auch dieselben Outfits nie gleich aussehen und am Ende des Tages kann ich die Kleidung einfach wieder ausziehen und morgen was Neues probieren." - Klara Keuthen

Schnapp dir eine Schere und kleide unsere tÜDok-Moderatorin Klara ganz nach deinem Geschmack ein!
VON EMMA HOLZER & KLARA KEUTHEN (FOTOS JONAS RITZ)



WIR SAGEN DANK

Wir möchten uns bei allen bedanken, die an der Organisation und Durchführung des diesjährigen Tübinger Dokumentarfilmfestivals mitgewirkt haben. Ohne Ihre und Eure Hilfe hätte unser Festival so nicht stattfinden können.

Unser besonderer Dank gilt:

Carsten Schuffert, Fabrizio Sanfilippo, Dieter Betz, Elena Vogt und dem Kino Blaue Brücke
für die tolle Veranstaltungslocation

Oliver Lichtwald und Christoph Jäckle, Katja Kauer, Jihan Alomar und David Körzenberger, Niloufar Taghizade, Franz Böhm, Christian Johannes Koch und Jonas Matauschek
als unsere Gäst*innen für die spannenden Einblicke und Interviews

Klaus Klein, Samuel Wetzel und dem Team des Zentrums für Medienkompetenz
für den technischen Support

Oliver Lichtwald und dem Arsenal Filmverleih
für die Bereitstellung des Filmes „Aus dem Takt“

David Körzdörfer und Düzen Tekkal
für die Bereitstellung des Filmes „Bêmal – Heimatlos“

Immy Sutton, Stephanie Fuchs und Autlook Filmsales
für die Bereitstellung des Filmes „The Punk Singer“

Tamina Söll und mindjazz pictures
für die Bereitstellung des Filmes „Googoosh – Made of Fire“

Franz Böhm und Camino Filmverleih
für die Bereitstellung des Filmes „Dear Futur Children“

Claudia Oettrich und FILMPERLEN – Filmverleih und Filmagentur
für die Bereitstellung des Filmes „Wir waren Kumpel“

Maristel Alves dos Santos
für die Hilfe bei der Filmauswahl

Carolin Wiede und Christoph Holzer
für die Unterstützung bei der Erstellung des Programmheftes

Kreissparkasse Tübingen, Stadtwerke Tübingen, Volksbank in der Region, Osiander, Arbeitsgemeinschaft Dokumentarfilm e.V. und dem Hölderlinturm als unsere Unterstützer

Unseren Dozent*innen Prof. Dr. Susanne Marschall und Kurt Schneider
für die ständige Unterstützung bei der Planung und Realisierung des Festivals

DAS SIND WIR

FESTIVALLEITUNG

Antonia Lehn
Maren Seehuber
Jonas Berger

PROGRAMM & RECHTE

Alexandros Mantzaridis
Atussa Sabahi
Klara Keuthen
Tobias Kerll

GRAFIK

Emma Holzer
Hannah Krämer
Nicolás Michaelis

PROGRAMMHEFT & LAYOUT

Emma Holzer
Hannah Krämer

PR

Alina Habermann
Svenja Schäfer

WEBSEITE

Dominik Dallmann
Fabian Donath

SPONSORING

Alexandros Mantzaridis
Atussa Sabahi
Klara Keuthen

SOCIAL MEDIA

Bettina Gungl
Falk Soukup
Franziska Schweiger
Patrick Schlipf

MODERATION

Alexandros Mantzaridis
Klara Keuthen

[illegible]

Weil's um mehr als Geld geht.





Herausgegeben von (V.i.S.d.P.) Prof. Dr. Susanne Marschall und Kurt Schneider
Institut für Medienwissenschaft | Zentrum für Medienkompetenz | Eberhard Karls Uni-
versität Tübingen

Coverfoto © Pexels & Emma Holzer

Das Dokumentarfilmfestival tüDok wurde im Rahmen des
Lehrforschungsprojekts "Medienentwicklung im Wandel"
des Masterstudiengangs Medienwissenschaft im Wintersemester 2024 / 2025 realisiert

